Israelitische Wochenschrift

Nr. 18. | Berlin, 29. April 1904. | Jahrgang XIII.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 29. April, abends 7½ Uhr.

Samstag, den 30. April, in der Alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, vorm. 9½ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig. Synagoge Lindenstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Prof. Dr. Maybaum.

Jugendgottesdienst: Synagoge Lindenstraße, nachm. 4 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Blumenthal.

Abendgottesdienst 8 Uhr 16 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstraßen-Synagoge morgens 6½ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 6½ Uhr.

Anmeldungen zur Einsegnung von Neuvermählten, Wöchnerinnen und Konfirmanden werden am Freitag bei den Kastellanen bezw. Oberaufsehern der Synagogen entgegengenommen.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung.

Sonntag, den 1. Mai cr., vorm. 11 Uhr, im Sitzungssaale Oranienburgerstraße 30 II.

Central-Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde in Berlin.

General-Versammlung

am Donnerstag, den 5. Mai, abends 8½ Uhr, in **Dräsels Festsälen,** Neue Friedrich-Str. 35.

Tages-Ordnung:

1. Bericht des Vorstandes.
2. Kassenbericht.
3. Vortrag: **Aus dem jüdischen Gemeindeleben.** Referent: Herr R.-A. Dr. Ignaz Cohn.
4. Allgemeines.

Der Vorstand.

Im Anschluß an die Jahres-Versammlung der jüdischen Religionslehrer Ostpreußens findet am **Donnerstag, den 12. Mai,** vormittags 9 Uhr, in **Allenstein,** Hotel Deutsches Haus, die

General-Versammlung der ostpr. Pensionskasse

statt. Tages-Ordnung: Bericht, Decharge, Wahlen, Anträge.

Anmeldungen zur Versammlung werden bis zum **6. Mai** an den Kollegen Karo-Allenstein erbeten. Die Teilnehmer der Versammlung erhalten alle gewohnten Vergünstigungen. Auch einige Freiquartiere stehen zur Verfügung. Meldungen dafür direkt an Karo-Allenstein. Hotelzimmer sind mit 1,25 Mk. vereinbart.

Der Vorstand.
Sturmann-Osterode. Perlitz-Königsberg. Birnbaum-Königsberg
Karo-Allenstein. Davidsohn-Rastenburg.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk. alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 18. Berlin, 29. April 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

☛ Die geehrten Abonnenten machen wir darauf aufmerksam, daß wir uns erlauben werden, den Abonnementsbetrag am 2. Mai per Nachnahme zu erheben. Bei vorheriger Einsendung werden 10 Pfg. gespart, da die Postanweisung nur 10 Pfg., die Nachnahme aber 20 Pfg. beträgt.

Die Expedition der „Israelitischen Wochenschrift" Berlin C.19, Roß-Straße 3.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt.

Die „moderne Zeit" in ihrer Beziehung zur Religion überhaupt und zum Judentum insbesondere.

Von Dr. B. Seligkowitz-Köthen.

Unsere moderne Bildung steht allgemein in dem Ruf, daß sie eine von der Frömmigkeit abgewendete Richtung habe. Man unterstellt kurzweg eine vorzugsweise religiöse Versunkenheit des jetzt lebenden Geschlechtes und schiebt die Schuld auf seine von allem Ueberſinnlichen abgewendete materialistische und dem Heiligen feindselige Gesinnung. — Diese Ansicht bedarf sehr der Einschränkung.

Was heißt denn „moderne Bildung?" Was ist denn das Unterscheidende der Zeit, die wir die „moderne" nennen? Das Unterscheidende liegt darin, daß in ihr der Menschheit der geistige Sinn, das geistige Interesse für die irdische Welt aufgegangen ist, für die uns umgebende äußere Welt und für uns selbst als Glied der äußern Welt, also der Sinn für Natur und Geschichte. Dieser Sinn schlummerte seit dem Untergang der alten klassischen Welt während des Mittelalters. Die irdische Welt bot dem damaligen Geschlecht kein geistiges Interesse; das geistige Interesse kannte keinen andern Gegenstand als die unsichtbare, die überirdische Welt; mit andern Worten, man kannte kein anderes geistiges Interesse, als das religiöse. Das Irdische, das Sichtbare erschien als profan, als geistig gehaltlos, für den Geist nur als Gegenstand der Verleugnung. Das wurde im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung der europäischen Menschheit anders; das Auge ging ihr auf für den geistigen Gehalt und die geistige Bedeutung dieser Welt; sie fing an, in ihr ein wunderbar kunstvolles Mittel für die Zwecke des Geistes zu sehen, einen unerschöpflichen Gegenstand der Erkenntnis und seiner mächtigen Einwirkung auf diese.

Damit war freilich ein ungeheurer Umschwung eingetreten, ein tiefer Bruch mit der ganzen bisherigen Ueberlieferung und der ganzen bisherigen Gestalt des Lebens, die nun als eine fremde, leere, bloß konventionelle erscheinen mußte. Dadurch entstand für das ungeübte Auge der Anschein, als habe die Wirksamkeit der Religion in der Menschheit abgenommen. Den Schärferblickenden aber kann dieser Schein nicht täuschen. Vielmehr beginnt gerade jetzt eine neue, in eigentümlicher Weise großartige Phase der Wirksamkeit der Religion, nämlich ihre Richtung auf die Durchdringung des menschlichen Lebens in der Gesamtheit seiner besonderen Gebiete. Der Schärferblickende findet, daß das jetzige Geschlecht seine wirklichen Zwecke mit der Welt merklich besser verstehen gelernt hat und für ihre Erreichung ernster und zweckmäßiger tätig ist, als die früheren Generationen. Dies soll ganz und garnicht zum Lob der Einzelnen gesagt sein, sondern es ist nur die Grundlage, auf der die Einzelnen mit ihrer individuellen moralischen und religiösen Weltanschauung stehen, im Lauf der Zeit eine erhöhte

geworden. Diese veränderte Gestaltung unserer Gemeinschaftszustände hat für die Kinder unserer Zeit ganz unwillkürlich eine Erweiterung ihres moralischen Horizonts und eine Erhöhung der Gesichtspunkte mit sich geführt, die sie bei ihrem Tun und Lassen leiten. Durch die Macht der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie jetzt bestehen, wird der Einzelne fast wider seinen Willen in irgend einem Maß aus der engen Beschränkung auf seine privaten Zwecke und Interessen herausgehoben, und durch die Fortschritte der Kultur wird er geradezu genötigt, sich für diese Erde seine Zwecke ohne Vergleich höher und würdiger zu stecken und namentlich auch unabhängiger von seinen persönlichen Interessen.

Gehen wir speziell zum Judentum über, so finden wir keine Phase und kein Stadium in seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung, da ihm die irdische Welt kein geistiges Interesse geboten hätte, wo ihm die irdische Welt, das Sichtbare als profan, als geistig gehaltlos erschienen wäre. Vielmehr liegt der Charakter des Judentums gerade darin, daß es gleich dem ersten Menschen, nach einer alten Sage, fest auf der Erde steht und mit seinem Haupt den Himmel berührt. Himmlisches und Irdisches, Göttliches und Menschliches vermochte es stets mit gleicher Liebe versöhnend zu umfassen. Trotz der glutvollsten Ueberzeugung, daß es höhere Wonnen gebe, als unsere vergänglichen Genüsse, hat es stets einen offenen Sinn für die Freuden dieser Welt bewiesen. Nie hat seine andächtige Sammlung es zur Weltflucht geleitet, nie die Liebe zu seinem Gott es in die Einsamkeit getrieben, die Menschen und die „sündhafte" Welt zu meiden angeregt.

Der Mensch erfüllt nach der Auffassung des Judentums seine wahre Bestimmung nur innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Um Gott treu zu bleiben, genügte es, das, was recht und billig ist und alles, was das nationale Bedürfnis gebieterisch verlangt, zu verrichten. Dieses aber faßt sie nicht in dem Sinn auf, daß sie darum aufhörte, die Unsterblichkeit des Geistes zu lehren, ein jenseitiges Leben, als die Erfüllung des Irdischen an das Erdenleben zu knüpfen; vielmehr hält sie diese ganze Heilslehre fest; nur verlegt sie nicht den Schwerpunkt des ganzen menschlichen Daseins in ein verdecktes, überirdisches Reich; sie erkennt vielmehr das Erdenleben als selbständig und vollgiltig, als Entfaltung des menschlichen Wesens in Gedanken und Tat, als verherrlicht durch die großartige Entwicklung der Menschheit aus der rohen Natürlichkeit der Individualität, der Selbstsucht zur allgemeinen Herrschaft der naturgemäßen Freiheit und Gleichheit, d. h. der wahrhaften Liebe, und findet hierin die selbständige göttliche Bestimmung der Menschen auf Erden.

Das Unterscheidende der Zeit, die wir die „moderne" nennen, kann demnach für das Judentum nicht darin liegen, daß etwa in ihr dem Judentum der geistige Sinn, das geistige Interesse für die irdische Welt aufgegangen wäre, da dieser Sinn ihm niemals fremd war. Das Unterscheidende der Zeit, die wir die „moderne" nennen, muß daher für das Judentum auf einem andern Gebiet liegen.

In jener Periode, als die Mauern des Hasses und des Vorurteils die Juden vom allgemeinen Völkerleben absperrten, ihnen das zeitliche Leben verleideten, als die Religion, ihr einziger Trost, ihnen um so teurer war, je größer die Opfer waren, unter denen die Väter sie ihnen vererbt hatten, da hing ihr Gemüt in unmittelbarer Verbindung an ihrem Glauben; und je mehr die Welt sie ausstieß, desto fester klammerten sie sich in schmerzlicher Wehmut an ihren liebenden Vater im Himmel. Da wurde nicht gedacht, sondern gelebt in der Religion; der überlieferte Schatz ihrer Väter war ihnen so lebendig, so gegenwärtig, wie ihre Leiden, so daß sie bei allen Prüfungen und Versuchungen des Lebens mit Joseph auszurufen imstande waren: „Wie soll ich diese große Uebeltat begehen, mich zu versündigen gegen den Gott meines Vaters". Alles war für sie unantastbare, geheiligte Tradition. Jener Zeit danken wir den Fond von Religiosität, die sich noch jetzt, trotz innerer und äußerer Stürme, bei der Volksmasse erhält, ihr jene treue Ausdauer, ihr die Existenz des Judentums. Ihr aber verdanken wir auch jene unterschiedslose Anhänglichkeit selbst an Unwesentliches.

Je tiefer diese Eigentümlichkeiten in jener Periode wurzelten, desto greller trat der Kontrast in der folgenden hervor.

Es war naturgemäß, daß mit dem Eintritt der neueren Entwicklungsperiode, die wir seit Mendelssohn datieren, gerade die Denkkraft vorzugsweise hervortrat, um sowohl ihr auflösendes als wieder aufbauendes Werk zu beginnen und fortzuführen. Man erinnere sich, daß die Zeit Mendelssohns eine philosophierende und populär-philosophierende war. Ihr höchstes Interesse nahm die Diskussion über einen Begriff, eine Definition, die Lösung einer metaphysischen und psychologischen Frage in Anspruch; gemütliche Wärme für das Ererbte fehlte ihr ganz; für Geschichte hatte sie gar keinen Sinn. In dieser ihrer Einseitigkeit hatte sie für die Religion auch sehr nachteilige Folgen. Sie unterwühlte den großen Unterboden der Religion, ihr geschichtliches Leben, und zerschnitt das Band der Entwicklung, das überall, besonders aber in der Religion, Gegenwart und Vergangenheit und so auch die Zukunft zusammenknüpft.

Dieser Periode, die bereits ihren Kulminationspunkt erreicht und ihren Wendepunkt überschritten zu haben scheint, entsprangen jene Reformvorschläge, die es entweder deutlich aussprechen, oder denen man es von der Stirn ablesen konnte, daß es ihnen mehr um Akkomodation als um Erhaltung des Glaubens zu tun war, die den Glauben, wenigstens so weit möglich, künstlich zustutzten, daß er dem leiblichen Wohl nie im Wege stehe, d. h. auf das Leben keinen Einfluß habe. Ungeduldig strebte man, jede Kluft zu füllen, jeden Berg zu ebnen, die, zwischen ihrer positiven Religion und ihren weltlichen Hoffnungen stehend, ihren eilenden Schritt hemmten. Die Triebfeder war mit einem Wort der im Sinnlichen befangene Verstand, nicht die vom Göttlichen begeisterte Vernunft.

Der Genius der Menschheit steht in seiner Arbeit nie still. Ob er sich auf der Höhe oder auf der Niederung befindet, er ist fort und fort tätig im Schaffen und Arbeiten. Er kopiert nie, aber er wiederholt seine Prozesse mit immer neuen Elementen. Hat er sich eine Zeitlang der Oberherrschaft einer Geistestätigkeit oder einer Geistesrichtung vorwiegend ergeben, so erwacht in ihm das Verlangen nach einer andern, nach der, die er vernachlässigt hat. Jede Erscheinung in der Menschheit, die eine lange Vergangenheit hat, gibt uns für diesen Entwicklungsgang die vielfachsten Beweise. Auf dem religiösen Gebiet kommt aber noch hinzu, daß die Ueberlieferungen der Vergangenheit den Charakter der Heiligkeit besitzen, daß das Verlangen gestellt wird, alle Arbeiten der früheren Zeiten als unveränderlich, unantastbar, von unbegrenzter Autorität anzusehen. Und dennoch geschieht es auch hier, daß dem Geist und dem Bedürfnis jeder Zeit Rechnung getragen wird, daß bewußt und unbewußt die veränderten Zustände, Verhältnisse und Geistestätigkeiten ihren Einfluß üben und innerlich und äußerlich der Religion eine veränderte Gestalt verleihen.

Fragen wir uns, was die Tendenz der neuen Zeit auf dem Gebiet des Judentums sei, so können wir einfach und schlagend sagen: nachdem die Religionsanschauung im Judentum

seit dem 18. Jahrhundert zwei Perioden durchlaufen hat, die Periode des Gemüts ohne Reflektion und die des einseitig reflektierenden Verstandes ohne gemütliche Wärme, d. h. ohne Sinn für die geschichtliche Vergangenheit des Judentums, ohne Sinn für seine geschichtliche Entwicklung, trat die dritte Periode ein, die, Verstand und Gemüt einigend, den ganzen Menschen durchdringen soll. Auf die Periode des reflektierenden Verstandes und seichten Nationalisierens folgte die der historischen Kritik und der jüdischen Wissenschaft, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Judentums aneinanderknüpfte, indem sie die Trümmerdecke von der großen Vergangenheit des Judentums wegräumte, sodaß der darunter verschüttete Gottesgedanke zum Vorschein kommen konnte.

Diese dritte Periode in unserer Religionsanschauung, herbeigeführt durch die historisch-kritische Schule, ist gewissermaßen die versöhnende Periode, indem sie, Verstand und Gemüt einigend, den ganzen Menschen zu durchdringen und die Religion von allen Gebilden der überwuchernden Phantasie und des überschwänglichen Gemüts, mit denen sie die vergangenen Zeiten bekleidet hatte, zu befreien sucht. Durch die Entwicklung dieser versöhnenden Periode entsteht freilich für das ungeübte Auge der Anschein des Niederganges der Religion und der Frömmigkeit; allein dieser in der letzten Zeit gerügte Indifferentismus kann in keiner Hinsicht als ein Mangel an religiösem Gefühl überhaupt betrachtet werden, da dieses psychologisch bei keinem Menschen fehlt; sondern er ist die notwendige Folge des noch unentschiedenen Kampfes zwischen den beiden abgelaufenen Perioden und der noch in der Entwicklung begriffenen. Daher der ernste Kampf mit der Gegenwart bei denen, die die erste Periode in ihrer früheren Jugendkraft wieder herzustellen sich abmühen, die öde Leere in der Brust derer, die für die aufgegebenen Religionsformen neue befriedigende suchen und nicht finden.

Der Gegensatz jedoch zwischen Orthodoxie und Reform, der sich in der früheren Periode bis zur Feindseligkeit gesteigert hatte, zeigt jetzt diesen schroffen Charakter nicht mehr. Man ist jetzt auf beiden Seiten duldsamer in subjektiven Glaubensangelegenheiten und fester, wo es sich um gemeinsame Angelegenheiten, um vitale Interessen des Judentums handelt. Die objektive Einheit des nationalen und historischen Judentums beherrscht jetzt die subjektive Glaubensverschiedenheit. Tauchen hier und da Reformgelüste auf, so bleiben diese doch in gewissen individuellen Schranken, ohne Einfluß auf die maßgebenden Kreise, die das jüdische Leben zu würdigen und zu schonen wissen. Darum war es möglich, die verschiedensten Bewegungen im jüdischen Volk in den letzten Jahrzehnten hervorzurufen, die die soziale Emanzipation und die nationale Wiedergeburt des jüdischen Volkes im Auge haben. Diesen Bewegungen schließen sich alle Glaubensnuancen, orthodoxe wie freidenkende Juden, auf dem ganzen Erdenrund an. Hier haben wir den tatsächlichen Beweis, welch mächtiger Faktor das historische Band ist, das alle Juden umschlingt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aneinanderknüpft, daß die moderne Wissenschaft und das moderne Leben keine Gefahr für das Judentum ist.

Die Turiner Bibliothek.

Von Professor Dr. A. Berliner.

III.

Ein drittes Literaturwerk, dessen Handschrift in dem Brande untergegangen ist, ist durch den bereits vor 30 Jahren erfolgten Abdruck erhalten geblieben. Es ist der Kommentar zur Chronik aus dem zehnten Jahrhundert, aus der Schule Saadia Gaons. Als ich die betreffende Handschrift zum erstenmal erblickte, erregte sie meine große Neugierde. Denn auf dem Titelblatt war angegeben, daß sie den Kommentar des Abraham ibn Esra zur Chronik enthalte. Ein solches Novum mußte mir Herzklopfen verursachen. Mit Hast blätterte ich darin, um bald konstatieren zu können, daß dieser Kommentar dem ibn Esra nicht angehöre, aber der älteren gaonäischen Zeit, mit wertvollem Material. Ich ließ eine Abschrift anfertigen, von der ich in meinem Magazin Mitteilung machte, die bald zur Auffindung einer zweiten Handschrift dieses bis dahin fast unbekannten Kommentars führte, nämlich in der Universitäts-Bibliothek zu Rostock. Der leider zu früh verstorbene Dr. Donath war damals beschäftigt, die aus dem ehemaligen Besitz des Professors Tychsen stammenden hebräischen Manuskripte zu untersuchen, wobei er auch den von mir in Turin aufgefundenen Chronik-Kommentar in einer aus drei Bänden bestehenden Raschi-Handschrift bemerkte und die Identität feststellen konnte. Bekanntlich besitzen wir keinen Raschi-Kommentar zum Chronikbuch. Unsere Ausgaben bieten dafür einen anderen Kommentar, dessen Verfasser nicht mit Sicherheit zu ermitteln ist. Die Handschrift in Turin wie die in Rostock enthalten hierfür jenen Kommentar, der einem Schüler Saadia Gaons angehört. Die 1874 erfolgte Drucklegung dieses Kommentars verdanken wir einer besonderen Gelegenheit, die der Privatgelehrte Raphael Kirchheim ergriff. Er wünschte, seinen siebzigsten Geburtstag durch einen literarischen Akt, sozusagen, zu begehen. Er erhielt auf seinen Wunsch von uns die Abschriften, die er, mit einer Einleitung versehen, zum Druck beförderte, um dann seinen Freunden und verschiedenen Gelehrten mit dem Buch eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen.

In diesem Kommentar findet sich eine weitläufige Auslassung über die Organisation der 24 Priesterordnungen, ein Thema, für welches die Quellen sehr spärlich fließen. Aber bereits im Josephus finden sich Mitteilungen über diese Tempelwachen, und ihre Namen sind zum Teil von Kalir in seinen Klageliedern zum neunten Ab aufbewahrt. Zunz, der auch hierauf seinen forschenden Blick gelenkt hat, macht in der Literaturgeschichte der synagogalen Poesie S. 602 noch verschiedene Angaben hierfür, welche merkwürdiger Weise bis jetzt die Aufmerksamkeit unserer jungen Doktoranden nicht rege gemacht haben. Es gilt, eine alte Baraita, die noch zur Zeit Raschis vorhanden war, dann aber verloren gegangen ist, wenigstens ihrem Inhalt nach zu rekonstruieren. In der Durchforschung des gesammelten Materials liegt der Stoff zu einer wissenschaftlichen Dissertation, um die doch heutzutage so viele Verlegenheiten entstehen und nach der oft wie mit der Laterne des Diogenes gesucht wird.

Zum Gedächtnis Salomon Sulzers.

Von Eduard Birnbaum.

VI.

Als Ende 1840, gleichzeitig mit Mannheimers „Festgebeten“ (Machsor), Sulzers „Prospectus“ zu seinem „Schir Zion“ erschien, wurde er von der maßgebenden jüdischen Journalistik mit Freuden begrüßt. Der berühmte Geschichtsschreiber Jost schreibt unterm 4. September (Annalen 1840, S. 308): „Vor wenigen Tagen ist in Wien der Prospectus eines musikalischen Werkes erschienen, welches der Aufmerksamkeit aller Kantoren und aller Sachverständigen empfohlen werden muß. Dasselbe führt den Titel: שיר ציון, Zyklus aller beim

israelitischen Gottesdienste vorkommenden Gesänge und Gebete, sowohl für drei-, als vier- und mehrstimmigen Choralgesang eingerichtet; von S. Sulzer, Ober-Kantor am Tempel in Wien. Das Ganze ist im September fertig und splendid ausgestattet. Wir erlauben uns, vorläufig zu bemerken, daß Herr Sulzer, als ein ausgezeichneter Sänger und sehr genialer Komponist längst bekannt, aus einer vieljährigen Praxis in dem berühmten Wiener Tempel endlich eine Reihe Kompositionen herausgibt, die hiernach nur Gediegenes und Erprobtes enthalten kann. Der wackere Verfasser ist uns persönlich näher bekannt und befreundet, und wir wünschen gleichzeitig um seiner persönlichen Anerkennung wegen, daß seine Leistungen weite Verbreitung fänden. Wir erklären uns daher gern und freudig bereit, Subskriptionen anzunehmen." Ebenso erklärte Jul. Fürst im Literaturblatt d. Orients (1840, S. 591), für Deutschland und Frankreich Bestellungen annehmen zu wollen, während Sulzer und Leop. Löw (unter der Adresse: „Stadt Nr. 468") Bestellungen für Oesterreich annahmen. Desgleichen die Zeit. d. J. (1840, S. 206) das Werk ankündigt (Anzeige Sulzers, S. 550), das erste Referat aber erst 1841 S. 753 bringt. (Eine Voranzeige, daß „der gefeierte Tenorist Sulzer, der gewissermaßen der Schöpfer der neueren Synagogenmusik ist", im Begriffe ist, alle Sabbat-, Fest- und Kasualgesänge herauszugeben, war bereits 1839 S. 449 gebracht worden, wahrscheinlich veranlaßt durch die Ankündigung Maier Kohns, von der bald die Rede sein wird). Sulzer hatte es nämlich verstanden, nicht nur durch den Umgang mit jungen jüdischen Gelehrten, die auch für die Zeitungen schrieben, Belehrung zu suchen, sondern sah mit Freuden durch sie seinen Ruhm verbreiten. Und Wien war zur Zeit von solchen Gelehrten viel umworben. Teils in Privatstellungen bei den reichen freiherrlichen Familien, teils an der Religionsschule der Gemeinde tätig, zog diese wiederum der anregende Umgang mit Sulzer ungemein an. So war Sulzer mit Abr. Kohn (seit 1833 Rabbiner in Hohenems und später in Lemberg, wo er ר׳ ל eines gewaltsamen Todes gestorben), mit Saalschütz (nachmaligem Prediger und Universitäts-Professor in Königsberg), dem er bei seinem Abgang von Wien einen handschriftlichen „Schir Zion" sowie einige Autographe mitgegeben, die heute in meinem Besitze sind,*) ferner, wie wir gesehen haben, mit Jost und hauptsächlich mit Leop. Löw befreundet, die ihn späterhin als Rabbiner 2c. gern auszuzeichnen, indem sie ihm gelegentlich eine „Môrenu" erteilten (s. hierüber meinen Artikel: Ein „Môrenu-Diplom" Salomon Sulzers in der Zeitschrift „Der jüdische Kantor", Bromberg, 1881, Nr. 26 und meine Schrift: Jüdische Musiker am Hofe von Mantua von 1542—1628, Wien, 1893, S. 18) oder sonst mit ihren Schriften erfreuten und vice versa auch von ihm, da er Einfluß gewonnen hatte, gefördert wurden.

So kam es auch vor, daß er Nachrichten von ihnen erhielt, die ihn aneiferten, endlich seinen „Schir Zion" zu veröffentlichen. Denn bereits 1830 hatte beispielsweise Büdinger die Erforschung der traditionellen Melodien angeregt und in seiner schlichten Art hierzu Jost aufgefordert, indem er schreibt: „Es wäre gewiß der Mühe nicht unwert und von mehrseitigem Interesse, wenn man den Ursprung dieser, in den Synagogen von Deutschland, Frankreich, England, Holland, Dänemark, Schweden und Polen allgemein üblichen, und bis auf geringe Varietäten übereinstimmenden Melodien erforschen könnte. Vielleicht tut es der forschende Herr Dr. Jost in seiner versprochenen israelitischen Literärgeschichte. Unmöglich kann es doch bloßer Zufall sein, daß man in Kopenhagen wie in Wien, in Königsberg wie in Paris und London (wie zuverlässige Zeugen mich versichert haben), dieselben bestimmten Weisen und Rezitative (חזנות) von dem Chasan vortragen hört; Weisen, die meinem Gefühlsurteile nach, und wie auch Tonkundige es bestätigen, in ihrer ursprünglichen Anlage, einfachen Wohlklang mit durchdachtem Ausdruck des Wortsinns und ansprechender Harmonie verbinden; welches alles aber freilich in den Trillerkasten geschmackloser, an Ohr wie an Stimme gleich verbildeten Chasanim, durch unzählige Schnörkeleien fast bis zur Unkenntlichkeit verdorben wird. Von solchen Subjekten, die in ihrer Selbstgenügsamkeit sich gar sehr gefallen und gern hören, könnte man mit Amos (K. 6, V. 5) klagen: „Die ein Liedchen trillern, wie David dünken sie sich Sangmeister". Bekanntlich ist der berühmte R. Jakob Molin oder Mulin (מהרי"ל), welcher um 1450 zu Mainz lebte und lehrte, der Gründer vieler Anordnungen und Gebräuche beim öffentlichen Gottesdienst; ob aber auch der Schöpfer von noch vorhandenen Melodien, wie manche glauben, da der Rabbi selbst oft als Vorsänger funktionierte, möchte doch sehr zu bezweifeln sein." (Môre lammôrim, Kassel, 1831, S. 114).

Ebenso war Sulzer bekannt geworden, daß man in München bereits mit der Drucklegung von Synagogen-Gesängen den Anfang gemacht hatte, da bereits Januar 1838 in der Zeit. d. J. (Homilet. Beil. Nr. 4) die Münchener Gesänge avisiert und in Nr. 28 vom August derselben Beilage der spätere Herausgeber Maier Kohn sogar einige Proben mitteilte, darunter den היום הרת עולם (Nr. 49 der 3. Lief., S. 71) mit der Bemerkung: „Alte Melodie, vierstimmig bearbeitet von Ett, königl. Hoforganisten", welche Namennennung aber in der bezeichneten Edition in Wegfall kam. (Dieselbe Komposition figuriert dann in beiden Ausgaben der Brüsseler Gesänge unter dem Namen M. Kohns.*)

Die Münchner Gesänge haben auf Sulzer so stark influiert, daß sie in einem besonderen Artikel vorgeführt werden müssen. (Fortsetzung folgt).

---

*) Saalschütz schrieb bekanntlich viel über hebräische Musik; sein Handexemplar „Von der Form der hebräischen Poesie, nebst einer Abhandlung über die Musik der Hebräer", Königsberg 1825, ist mir vor mehreren Jahren von seinem Sohne, Herrn Prof. Louis S., welcher auch mehrere synagogale Poesien für unsere Synagoge schrieb, darunter eine vortreffliche metrische Uebersetzung von שבת סורו, die ich handschriftlich besitze, und auch meinen Ps. 133 mit einer metrischen Uebersetzung versah, so daß er auch deutsch gesungen werden kann, zum Geschenk gemacht worden.

*) Fr. L. Cohen in London, das musikalische Orakel der „Jewish Encyclopedia" läßt diesen Text nach dem Liede, „Die Himmel rühmen" von — Beethoven singen. Da dieser Herr eine Menge Plagiate an mir verübt, obgleich ich ihm bereits 1883 stark auf die Finger geklopft habe, so werde ich ihn nach Abschluß der Encyclopedia ihm in einer besonderen Schrift heimleuchten. Der Artikel Hazzan in Bd. VI. p. 287 ist gänzlich falsch und unbrauchbar. Der erstgenannte Komponist heißt nicht Meïr Cohen, sondern Maier Kohn. Lewandowskis „Kol nidre" ist nicht 1850, sondern 1871, sein „Toda" nicht 1854, sondern 1876 erschienen. Von den fünf Werken Deutschs ist nicht eins richtig verzeichnet. Baers „Praktischer Vorbeter" ist nicht 1870, sondern 1878 erschienen. Die Synagogen-Komposition von 100 Jahren in einer Enzyklopädie mit 27 Namen auf einer halben Druckseite abzuschlachten, darunter solche, die nicht wert sind, daß man sie in den Mund nimmt, ist mehr als lächerlich, ist geradezu strafbar. Allerdings ist der Schreiber selber sehr gut dabei weggekommen, da er mit seinen „sämtlichen Werken" vertreten ist.

Die Feldecke.

Eine Homilie zu פרשת אמור.

Von Rabbiner Dr. Max Beermann-Insterburg.

Ursprünglich, so erzählt die Legende des Midrasch, leuchteten Sonne und Mond in gleicher Leuchtkraft und Strahlenfülle. Aber der Mond erzitterte neidisch, daß der Sonnenball an Glanz ihm gleichkomme. „Wozu zwei Königinnen auf einem Thron", so murrte der Mond vor dem Weltenschöpfer. Und siehe, durch das innere Erbeben des Neides entschwand dem Mond sein Strahlenreichtum, immer mehr schrumpfte er zusammen, immer mehr verblaßte die blendende Röte und die prangende Schöne auf seinen Wangen, bis er bleich und abgezehrt, all seiner früheren Herrlichkeit entblößt, dastand. Schamerfüllt flehte er zum Allgütigen um Erbarmen und sprach: Nun wird erst recht der Neid an meinem Lebensmark zehren, da mein Gefährte allein im Glück schwelgt. Da sprach der barmherzige Gott: „Verirrtes Kind! Ein Mittel gebe ich dir, mit dem du den Neid aus deinem Herzen bannest: Leuchte mit dem Rest des dir verbliebenen Lichtes den Unglücklichen und Bekümmerten und erhelle die Nacht ihrer Leiden durch deine milden Strahlen". Getröstet wendet sich der Mond hinweg; und mitleidsvoll für jede Träne sucht er die Elenden auf, um sie zu stärken, und fühlt sich frei von Mißgunst gegen die lichtreiche Tageskönigin.

Doch sollte die Liebe, die wir Schmerzbeladenen und Kummervollen erweisen, nur die eine Wirkung haben, uns selbst vor neidischen Anwandlungen und Regungen der Mißgunst zu schützen gegen die, die vom Glück mehr begünstigt sind als wir? Nein, auch die Unglücklichen, denen wir helfend uns nahen, werden durch unser liebevolles Walten, durch unsere hilfsbereite Nähe vor den Qualen des Neides bewahrt; das Gefühl der Scheelsucht und der Mißgunst wird in ihrer Brust immer mehr überwältigt werden von der Empfindung der Dankbarkeit und des Wohlwollens für die, die liebreich und gütig sich gezeigt haben.

Zu keiner Zeit dürfte sich nun bei einer ackerbautreibenden Bevölkerung im Herzen der Besitzlosen leichter der Neid regen als während der Ernte. Wie deutlich muß da dem Bettler das Elend seiner Lage vor die Seele treten, und wie glänzend muß ihm da das Los derer erscheinen, die den Ertrag der Flur in sicheren Speichern bergen können. Wie nötig ist es da, den Gegensatz zwischen Besitz und Entbehrung, zwischen Fülle und Mangel zu versöhnen und die jähe Kluft zu überbrücken, die sich zwischen der Erntefreude und der leidvollen Verzweiflung auftut! Darum gebietet die Schrift:

ובקצרכם את קציר ארצכם לא תכלה פאת שדך בקצרך ולקט קצירך לא תלקט לעני ולגר תעזב אני ה׳ אלקיכם

„Wenn ihr eures Landes Ernte schneidet, so mähe nicht ganz deines Feldes Ecke, und deines Schnittes Nachlese halte nicht. Feldecke und Nachlese laß dem Armen und dem Fremden. Ich bin der Ewige, euer Gott." Die sittlichen Wirkungen dieser Gottessatzung sollen im Folgenden hervorgehoben werden:

Eine Ecke des Feldes sollte dem Armen überlassen werden. Das war sein ihm von Gott zugewiesenes Stück Land; denn Gott ist ja der Erde Herr und, alle Menschen nur Gäste und Beisassen bei ihm; nicht ein Almosen ist es, das mit Entehrung verbunden ist. Er selbst erarbeitet sich sein Korn auf dem Stückchen Boden, das die Thora dem Feldbesitzer abspricht und ihm zuweist. Es ist sein Streifchen Land, an dem das Gottesgesetz ihm einen vollen Rechtsanspruch verstattet. Wenn Brüder ein gemeinsam ihnen zugehöriges Feld teilen und jeder von ihnen eine Hälfte nimmt, so muß jedes der beiden so entstandenen Felder eine besondere Feldecke für den Armen darbieten. So sorgsam ist darauf geachtet, daß das Recht des Schwachen nicht verkümmert werde. Jetzt wird der Arme nicht voll Neid und Ingrimm auf den reichen Besitzer blicken; denn auch ihm ward von des Begüterten Boden ein Stück gleichsam zur Nutznießung während der Erntezeit zugesprochen. Auch er ist ja jetzt vor Hunger und Elend geschützt. Er fühlt sich dem Feldeigentümer nähergerückt, sieht wie auch dieser sein Teil an Mühen und Sorgen, an Kummer und Enttäuschung zu tragen hat. Und das Gefühl des Neides wird dadurch wenigstens gemindert und gemildert.

Aber auch für den Besitzer ist es heilsam, wenn er in nächster Nähe einen Armen vor Augen hat, der mit einem schmalen Streifen Erde zur Erntezeit sich begnügen muß. Wie oft regt sich gerade während der Ernte in dem Herzen des Bauern die Habsucht, die nimmersatte Begierde nach größerem Ertrage. „Wer hundert hat, will zweihundert", sagt der Talmud. Wie das Bäumchen, das andre Blätter hat gewollt, mit seinem Laubschmuck nicht zufrieden ist, und erhält es Blätter aus Glas, dann Blätter aus Gold begehrt, so schweigen und ruhen die Wünsche nicht. Da tritt dem rastlosen Begehr nach mehr die Gestalt des Armen entgegen, der sich zufrieden geben muß mit der armseligen Feldecke, und wie eine Mahnung zur Bescheidenheit und Genügsamkeit geht es von ihm aus ins Herz des Feldbesitzers.

Doch nicht nur Habsucht, auch Hochmut und Besitzerstolz werden lebendig, wenn der Bauer seine Habe überschaut. Da predigt der seine Feldecke abmähende Bettler Demut und Scheu vor der Wandelbarkeit alles irdischen Geschehens und Ergehens. Jener Arme, der sich jetzt begnügt, die Peah aufzusammeln, war vielleicht auch einst ein stattlicher Herr, der viele Aecker sein eigen nannte; aber das Glück verließ ihn, er verarmte allgemach und mußte schließlich den letzten Ar veräußern.

גלגל חוזר בעולם Die Armut ist wie ein Rad, das durch die Welt kreist. Kann es dich nicht auch treffen?, muß sich der Glückliche sagen. Und in sein Gemüt zieht Bescheidenheit und Demut ein, und es weicht der Stolz und die Hoffahrt.

So ist die Erfüllung der Feldeckenpflicht ein Schutzmittel gegen drei sittliche Krankheiten, gegen drei Aussatzschäden des Herzens, gegen Neid, Habsucht und Hochmut. Jetzt wird uns das alte Midraschwort verständlich, daß בעון פאה נגעים die schlimmen Aussatzerscheinungen zeigen sich wegen Unterlassung der Pflicht, die Feldecke für den Armen stehen zu lassen. Dreifach zeigt sich der Aussatz:

שאת als erhöhte Stelle auf der Haut, ein Sinnbild der Hoffahrt,

בהרת als weißer blasser Fleck auf der Haut, ein Symbol des Neides,

ספחת als um sich greifende Wucherung, ein Gleichnis der Habsucht.

Vor diesen schlimmen Herzenskrankheiten will uns die göttliche Vorschrift von der Absonderungspflicht der Feldecke bewahren.

Freilich ist damit der Segen dieser Satzung nicht erschöpft. Wie könnte sich der Bauer einer wahren Erntefreude hingeben, wenn Hungrige und Elende darben und jammern, wie könnte er seines Besitzes recht froh werden, wenn er sich sagen müßte, während du genießest und schwelgst und reichen Vorrat aufspeicherst, gebricht es deinem Nebenmenschen an einem Stückchen Brot, das seinen Hunger stille. „Willst du froh sein, mußt du froh machen". Es gibt ein hübsches Gedicht

von Hebel: Der Knabe im Erdbeerschlag. Ein garstiger Bube tut sich an den schönsten Erdbeeren gütlich; da erscheint ein schöner, glanzumflossener Engel und bittet ihn um einige von den süßen Früchten. Barsch weist ihn der Knabe ab. Der Engel entschwindet, aber die Früchte munden dem Knaben nicht mehr, es ist, als wäre aller Segen und alle Süßigkeit aus ihnen gewichen.

Willst du dich wirklich an deinem Gut freuen, so mußt du die andern an deinem Glück teilnehmen lassen. Geteilte Freude ist doppelte Freude; das ist die Lehre, die uns das hier ausgelegte Gotteswort zur Beherzigung empfiehlt.

Reisebriefe aus Skandinavien.

Von **Albert Katz.**

V.

„Wenn Sie ein einigermaßen klares Bild von dem Leben der Juden in unsrem Lande gewinnen wollen", sagte mir ein Göteborger Freund, als ich mich von ihm verabschiedete, „so müssen Sie auch eine der wenigen kleinen jüdischen Ansiedelungen im Herzen Schwedens besuchen. Ich schlage Ihnen Karlstad vor, das, nördlich am Wennersee auf der Insel Tingvalla gelegen, an und für sich eines Besuches wert ist, und wenn Sie wünschen, bin ich mit Vergnügen bereit, Ihnen an einen meiner dortigen Geschäftsfreunde ein Empfehlungsschreiben mitzugeben."

Da der Rat mir aus der Seele gesprochen war, so nahm ich dankend das mir gemachte freundliche Anerbieten an und setzte am folgenden Tag in aller Frühe meine Reise nach der angegebenen Richtung fort. Nach einer Eisenbahnfahrt von ungefähr sechs Stunden traf ich in der ersten Nachmittagsstunde in Karlstad ein. Um nicht unnütz Zeit zu verlieren und möglichst noch den Abendzug nach Stockholm benutzen zu können, begab ich mich, ohne erst ein Hotel aufzusuchen, direkt von der Bahn zu dem Herrn, an den ich die Empfehlung hatte. Er empfing mich mit schwedischer Zuvorkommenheit, lud mich sofort ein, während der Dauer meines Aufenthalts sein Gast zu sein und erklärte sich bereit, mir über alles, was ich zu erfahren wünsche, Auskunft zu geben.

Da aber er mein Schwedisch und ich sein Deutsch nicht so recht verstand, so schlug er mir vor, nachdem er mich eine Weile prüfend durch die Brille betrachtete, unsere Unterhaltung, wie er sich ausdrückte, in „Mammeloschen", d. h. im polnisch-jüdischen Jargon zu führen.

Ich bewunderte seinen Scharfblick, und nehme nun keinen Anstand zu erklären, daß er in dieser Mundart sich viel geläufiger und präziser als ich auszudrücken vermochte. Hier nur eine Probe: „Ihr seid", sagte er im Lauf des Gesprächs an mich gewandt, „wie mein Gotenburger Freind in der Recomendacie mir onsogt, a Schreiber, do hot Ihr doch awade (gewiß) den kliegen Nussen geleient".

Sie meinen wohl, verfiel ich, ihn unterbrechend, in's Hochdeutsche: Nathan der Weise?

„Soll sein", meinte er überlegen lächelnd, „Nathan der Weiße. Der Nomen spielt bei mir a knappe Rolle; der Ikker (die Hauptsache) ist doch der Inhalt, der Gang der Machschowes (der Gedanken). Oi, sog ich Eich, hob ich von die Maaße a Nacheß gehabt! Ich hob sie meinen christlichen Freinden, den Stadtverordneten erzählt, denn ohne mir zu rühmen, muß ich Eich sogen, daß ich auch a Stadtverordneter bin, und die hoben sich über dem Inhalt sehr gefreit und sogten mir: Asa (so ein) gutes Werk kann nur a Jüd schreiben. Aber a jüdische Freilein aus Stockholm, die bei mir Buchhalterin ist, meint, der Mechaber (Verfasser) dieses Werkes war a Christ. Ist dos emmeß?"

Ich gab ihm Aufklärung darüber, erzählte ihm von den innigen Beziehungen zwischen Lessing und Moses Mendelssohn und suchte unser Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken, was mir aber, da er die christliche Herkunft des Nathan nicht so leicht verschmerzen konnte, erst nach vieler Mühe gelang. Ich erfuhr von ihm, daß unter den 12 000 Einwohnern des Städtchens, das Sitz des Landeshauptmanns und eines Bischofs ist, ca. 30 jüdische Familien wohnen, die, fast sämtlich aus Polen eingewandert, hier eine zweite Heimat gefunden und dank ihrer Rührigkeit und Redlichkeit im Verkehr mit ihren christlichen Mitbürgern sich deren ungeteilter Achtung und eines reellen, von diesen ihnen nicht mißgönnten Wohlstandes zu erfreuen haben. Sie bilden eine eigene Gemeinde, besitzen ein hübsches Gotteshaus und unterhalten einen frommen Landsmann als Beamten, der Religionslehrer, Vorbeter und Schächter ist. Als Kuriosität sei hier mitgeteilt, daß der Beamte von seinen Gemeindemitgliedern nicht, wie bei uns, mit Herr Lehrer, Kantor oder seinem Familiennamen, sondern einfach „Schochet" angeredet wird.

Der Bewunderer des „kliegen Nussen" war nämlich so liebenswürdig, in aller Eile mir zu Ehren in seinem Haus ein kleines schwedisches Diner zu veranstalten und, um mir Gelegenheit zu geben, die Notabeln der Gemeinde kennen zu lernen, diese mit ihrem Beamten einzuladen. Es war eine sehr animierte Gesellschaft, und beim fröhlichen Mahl schwirrte es nur so durch die Luft: „Schochet! Skol! Schochet, wann ist Chanuka? Schochet, erzählt ein Witz. Schochet, sogt oder singt eppes".

Mit bewunderungswerter Bereitwilligkeit erfüllte dieser die Wünsche seiner Brotgeber — denn als solche spielten sich diese, gerade wie in den kleinen Gemeinden bei uns in Deutschland, auf —, stärkte sich nach jeder vollbrachten Leistung mit einem sogenannten Gabelbissen, bald dem einen, bald dem anderen ein herzliches „Skol" zurufend, und quittierte den reichen Beifall, den ihm die lustige Tafelrunde für seinen vorzüglichen Gesang und seine noch vorzüglicheren Witze mit polnisch-jüdischer Lebhaftigkeit zollte, mit einem verbindlichen, schwedischen „Tack"*).

Doch bald nahm die Unterhaltung eine ernstere Wendung, die allerdings ich unbeabsichtigt selbst heraufbeschworen hatte. Es war mir nämlich aufgefallen, daß trotz der fröhlichen Stimmung, die die Tischgesellschaft beherrschte, der Schochet, so er sich unbeobachtet wähnte, betrübt und in sich gekehrt dasaß. Auf meine vielleicht etwas unschickliche Frage nach der Ursache seiner Niedergeschlagenheit, antwortete er mir: „Ach, lieber Herr! Wie soll ich lustig sein, wenn ich sehe, wie die Feinde unserer Religion sich bemühen, uns durch Verunglimpfung unserer heiligen Gesetze zu kränken und zu demütigen."

Was ist denn geschehen? Liegt denn — fragte ich, von diesem Schmerzenserguß gerührt — Karlstad nicht in Schweden, das, so viel ich weiß und, wie kürzlich ein Herr Schmockfens aus Malmö mir versicherte, frei von jeder Engherzigkeit gegen das Judentum sei?

„Sie kennen auch unsern Freund Schmockfens aus Malmö!" riefen zu gleicher Zeit einige Herren aus der Gesellschaft. „O, das ist ein kluger Mann, und er hat auch recht: Die Schweden sind keine Antisemiten. Allein auch unser Schochet hat recht, und er mehr als wir alle begründete Ursache niedergeschlagen

---

*) Danke schön.

zu sein. Man will uns nämlich die „Schechita" verbieten, und nun begreifen Sie, weshalb er so mißgestimmt ist". Diese Eröffnung machte mich stutzig. Der Hausherr aber, in seiner Eigenschaft als Stadtverordneter, bemühte sich, die Ehre seiner Kollegen in der Stadtverwaltung zu retten, indem er bemerkte: „Sie dürfen nicht glauben, daß die Agitation gegen die Schechita bei uns in Schweden ebenso wie bei Ihnen in Deutschland eine Frucht des Antisemitismus sei. Im Gegenteil, die Schweden verabscheuen diese finstere, schmachvolle Bewegung und betrachten die Antisemiten als böse Narren. Nur sind die Schweden bibelkundige Leute, und da in der Bibel von der Schechita nichts erwähnt ist, so glauben sie, da sie wirklich große Tierfreunde sind, ein gutes Werk zu begehen, wenn sie für eine leichtere Todesart der Tiere eintreten. Das sage ich natürlich nur zu ihrer Rechtfertigung. Für uns aber, die wir die Schechita als ein humanes göttliches Gebot betrachten und heilig halten, gibt es nur einen Weg: Wir müssen uns bemühen, unsere christlichen Mitbürger nach dieser Richtung aufzuklären und ihnen unsere Ueberzeugung beizubringen, daß unser Schächtverfahren eine unübertrefflich leichte Tötungsart ist. Gelingt uns dieses, woran ich nicht zweifeln möchte, so bin ich fest davon überzeugt, daß unsere Tierschützler die ersten sein würden, die für die Beibehaltung, ja vielleicht gar für die obligatorische Einführung der Schechita in Schweden eintreten werden."

Und haben Sie nach dieser Richtung etwas unternommen?

„O, ja — erwiderte er, wir tun alles, was in unseren Kräften steht."

Der Schochet aber seufzte und — stärkte sich mit einem Gabelbissen. Dann sagte er: „Ich blicke nicht so rosig in die Zukunft wie der Herr Stadtverordnete. Der einzige, der feinen Einfluß zugunsten der Schechita geltend machen könnte, wäre Herr Rabbiner Professor Dr. Klein in Stockholm, allein dieser bestreitet die religiöse Verbindlichkeit der Schechita."

„Das ist nicht wahr", rief der Bewunderer des „fliegen Russen" entrüstet, „das ist eine aus Malmö herrührende infame Verleumdung. Das ist auch die Meinung des Herrn Schmockfens. Herr Professor Dr. Klein, obwohl selbst ein großer Reformer, hat bis jetzt mehr als wir alle zusammen für die Ehrenrettung der Schechita getan. Er hat die von dem Berliner Abwehrverein herausgegebenen Gutachten berühmter Professoren und Tierärzte über die unübertreffliche Art des jüdischen Schächtens ins Schwedische übersetzt und ein Vorwort dazu geschrieben, das in den Tierschützler-Kreisen das größte Aufsehen erregt hat. Sie fahren doch, sagte er an mich sich wendend, nach Stockholm, lassen Sie sich nur dort dieses Vorwort für „die Zeitungen" geben. Es ist, sage ich Ihnen, ein Kiddusch Haschém und verdient, auch in Deutschland gelesen zu werden." Der Schochet wollte etwas erwidern, allein er mußte es unterlassen, da der freundliche Gastgeber mich im selben Moment an den Abgang des Zuges erinnerte. Begleitet von der ganzen Tischgesellschaft begab ich mich nach dem Bahnhof, und nach kaum einer viertel Stunde befand ich mich auf dem Weg nach Stockholm.

Literarisches.

Philanthropin 1804—1904. Festschrift zur Jahrhundertfeier. Verlag von Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M.

Der frühere Direktor des Philanthropins Dr. H. Baerwald und der jetzige Direktor Dr. S. Adler haben sich vereinigt, die hundertjährige Geschichte der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M. zu schreiben. Es ist ein prächtig ausgestatteter Quartband von 574 Seiten, mit Illustrationen reich geschmückt, und mit Bildertafeln versehen. Ein Stück Kulturgeschichte und Geschichte der Pädagogik zugleich. Eine reizvolle Erinnerung für alle, die dem Institut angehört haben, und ein literarisches Denkmal fortgesetzten freudigen und zweckbewußten, gemeinnützigen Schaffens. Den zweiten Teil des Bandes füllen wissenschaftliche Abhandlungen, von Lehrern der Anstalt beigetragen. Oberlehrer J. Blum hat über „Formal als Konservierungsmittel für Schulsammlungen" geschrieben, Dr. Hermann Dobriner die „Theorie der Flächen mit ebenen und sphärischen Krümmungslinien" entwickelt, Prof. Dr. Th. Epstein „die Sonnenflecke" zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, Prof. Dr. Kuttner den „Religionsunterricht am Philanthropin im ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens" geschildert, Prof. Joseph Herz eine Abhandlung über „Adverbien und adverbiale Redensarten im Neufranzösischen" als Beitrag zur französischen Stilistik beigesteuert, Dr. Oswald Cohn über Shakespeares „Kaufmann von Venedig" eine Studie geliefert, Prof. Dr. J. Kracauer die „Geschichte der Judengasse in Frankfurt a. M." dargeboten. Die mathematische Arbeit ist eine Hinterlassenschaft des früh verstorbenen Dr. Hermann Dobriner, von Dr. Paul Epstein in Straßburg mit den notwendigen Ergänzungen versehen. Ein Werk der Pietät ist die Festschrift, eine der schönsten, die wir gesehen, und der Pflege der Pietät, des Zusammengehörigkeitssinnes, des wissenschaftlichen Strebens gewidmet.

Jüdische Sagen und Legenden. Von Dr. Bernhard Kuttner. III. Bändchen. Verlag von J. Kauffmann in Frankfurt a. M. Preis 1 M.

Die Vorzüge, die den Schmuck des ersten Bändchens bildeten, sind auch dem dritten erhalten geblieben. Das Werkchen spricht zu der Jugend, wie der Mann zur Jugend sprechen soll: klar und wahr, deutlich und bedeutsam.

Aus Vergangenheit und Gegenwart der jüdischen Gemeinden in den Posener Landen. Von Rabbiner Dr. A. Heppner-Koschmin und Lehrer J. Herzberg-Bromberg. Verlag von Israel Tuch in Koschmin. Preis 75 Pf. für jede Lieferung.

Das zweite Heft des verdienstlichen Werkes, eben zur Versendung gelangt, führt bis zu den Tagen der Vier-Länder-Synode. Die Vorgeschichte der Posener Judengemeinden wird ausführlich, doch ohne Weitschweifigkeit erzählt. Das ist um des Verständnisses der Gegenwart willen notwendig.

Künstliche Nährpräparate und ihre rituelle Zulässigkeit. Von Dr. P. Münz. Verlag der Jos. Wirthschen Hofbuchdruckerei A.-G. in Mainz.

Der Titel der Schrift gibt ihren Inhalt an. Sie führt die verschiedensten Nährpräparate auf und kategorisiert sie nach ihrer Zusammensetzung vom Standpunkt der rituellen Zulässigkeit aus. Der Schlußsatz sei hier wiedergegeben: „Die gewissenhafte Prüfung und Entscheidung über die Frage, ob ein Präparat, das aus nichtrituellen Stoffen hergestellt ist, genommen werden darf, ist nicht etwa, wie bei anderen religiösen Fragen, einem jüdischen Schriftgelehrten überlassen, sondern ruht in den Händen eines jeden Arztes, der auch die religiösen Empfindungen Anderer wohl zu würdigen weiß."

Der Jüdische Student. Vierteljahrsschrift der Vereine Jüdischer Studenten. Herausgegeben von Dr. Emil Cohn. Erster Jahrgang. Erstes Heft.

Eine ernsthafte Bierzeitung. — Kein Spaß!

Die Politik.

(Der ostasiatische Krieg und die Juden.) Das Amtsblatt des Gouverneurs von Bessarabien veröffentlicht folgenden Erlaß an die Geistlichkeit: „In letzter Zeit sind vielfach Nachrichten darüber eingelaufen, daß übelgesinnte Personen unter dem einfachen Volk Gerüchte verbreiten, wonach die Juden überhaupt, darunter auch die bessarabischen, sich übelwollend gegen die Regierung verhalten, daß sie Geld sammeln und es nach Japan senden; ferner werden andere lügnerische Nachrichten über die Handlungen der Juden verbreitet, wodurch das einfache Volk gegen diese aufgebracht wird. Ohne über die Ungereimtheit dieser Gerüchte ein Wort zu verlieren, erwähne ich, daß die Juden in Bessarabien seit dem Beginn des Krieges eine ebenso große Bereitwilligkeit, dem Vaterland zu dienen, wie die übrige Bevölkerung an den Tag legen und diese Bereitwilligkeit auch durch die Versicherung treuuntertänigster Gefühle für den Thron äußern, wofür sie, nach einem untertänigsten Bericht, der allerhöchsten Dankbarkeit gewürdigt wurden; ebenso äußern die Juden ihre Vaterlandsliebe durch ihre Spenden zum Besten der Kranken und Verwundeten im fernen Osten. Wenn die obenerwähnten Gerüchte, ohne widerlegt zu werden, ins Volk dringen, so kann sich leicht die Ueberzeugung festsetzen, daß sie begründet seien, was wiederum ohne Zweifel einen Haß gegen die Juden hervorrufen kann, der leicht ähnliche Ausschreitungen veranlassen könnte, wie sie im April vorigen Jahres stattfanden. Zur Vorbeugung von Unordnungen habe ich die Ehre, Ew. Ehrwürden zu fragen, ob Sie es nicht für nützlich halten, daß die Geistlichen in den Kirchen und bei jeder Gelegenheit das Volk aufklären und in ihm das Bewußtsein erwecken, daß sich die Juden zu den Ereignissen im fernen Osten mit denselben Gefühlen verhalten, von denen auch die übrige Bevölkerung erfüllt ist, und gleich dieser gern und freiwillig ihre Beiträge zur Erleichterung des Loses der Krieger im fernen Osten darbringen. Ueber die Verfügung, die Sie in dieser Angelegenheit treffen, bitte ich, mich in Kenntnis zu setzen." Auf dieses Schreiben erließ der Bischof am 6. März nachstehende Resolution an das Konsistorium zur sofortigen Beachtung: „Den Geistlichen aller Kirchen der Eparchie ist durch Rundschreiben mitzuteilen, daß sie bei jeder Gelegenheit ihre Gemeindemitglieder darüber aufzuklären haben, daß sich die bessarabischen Juden zu den Ereignissen im fernen Osten ebenso wie die übrige Bevölkerung verhalten und auch wie diese freiwillig Opfer bringen. Was die von übelgesinnten Personen verbreiteten Gerüchte anbetrifft, wonach die Juden Geld für die Japaner sammeln sollen, so sind diese Gerüchte absolut unbegründet". Schließlich wird den Geistlichen vorgeschrieben, Aeußerungen eines feindlichen Verhaltens gegenüber den Juden sofort zur Kenntnis der Eparchialobrigkeit zu bringen.

* * *

(Abgelehntes Gnadengesuch.) Herr Bruhn von der „Staatsbürgerzeitung", der Nachfolger Ahlwardts im Reichstag, hat, von den Vorständen von 29 Berliner konservativen Vereinen unterstützt, den gnadenweisen Nachlaß des Restes der ihm zudiktierten halbjährigen Gefängnisstrafe erbeten. Sein Gesuch, angeblich vom Justizminister befürwortet, ist vom Kaiser abgelehnt worden. Das Organ des Herrn Bruhn gibt Herrn v. Lucanus teilweise Schuld an dem Fehlschlag, erkennt aber an, daß es sich um eine „höchsteigene Entschließung des Kaisers" handle, und knüpft daran folgende Betrachtung:

„Es hieße Vogelstraußpolitik treiben, wollte man diese Sachlage verkennen, wollte man sich vielleicht damit zu trösten suchen, daß unverantwortliche Ratgeber, die dem Antisemitismus abgeneigt sind, oder die gar noch im Judentum stecken, in der Stunde der Entscheidung den Kaiser beraten hätten. Der Kaiser hat vielmehr durch seine Entschließung bekundet und bekunden wollen, daß er zurzeit nicht gewillt ist, mit den Parteien zu gehen, die sich als national bezeichnen, und daß ihm der Börsenliberalismus und das Zentrum zum Zweck der Förderung seiner besonderen Pläne, die uns glücklichen Zeiten entgegenführen sollen, gegenwärtig lieber sind." . . .

„Für den deutschen Antisemitismus liegt ein Grund zur Entmutigung ebensowenig vor. Weithin leuchten die Wettersignale, sie zeigen uns den Feind, und sie zeigen den fortan einzuschlagenden Weg. Das Schicksal, verkannt zu werden, teilen die Antisemiten mit den besten Männern aller Zeiten. Tüchtige Patrioten, die Anno 1812/13 zur Befreiung vom französischen Joch aufriefen, wurden zunächst als Rebellen behandelt, erst eine spätere Zeit wurde ihnen gerecht. Wie kann man sich da wundern, wenn auch heute in höfischen Kreisen für den Befreiungskampf kein rechtes Verständnis vorhanden ist, wenn kalte Abneigung von der Stelle erfolgt, für die man alles einsetzte! Als rückgratstarke, freie unabhängige Männer werden die Antisemiten mit oder gegen die Regierung den Kampf für des Vaterlandes Ruhm, Freiheit und Wohlfahrt gegen jüdische Hinterlist aufnehmen, und die Zeit ist dann nicht fern, in der man auch an entscheidender Stelle von Irrtümern befreit werden wird, die die besprochenen Entscheidungen der Krone herbeigeführt haben."

* * *

(Graf Pückler-Klein-Tschirne.) Es ist bekannt, daß Graf Pückler-Klein-Tschirne Gerichtsbefehle nicht mit besonderer Beachtung beehrt. So war er zwei Terminladungen nach Glogau nicht gefolgt. Am vorigen Freitag vormittag wurde er deshalb in Berlin verhaftet. Am Montag wurde er in Glogau zu einer Geldstrafe verurteilt, nachdem er versichert hatte, daß die Behandlung, die ihm zuteil geworden, hunderttausend Reichsfeinde schaffen werde. Hunderttausend — nicht einen weniger!

* * *

(Des Grafen Pückler-Kleintschirne Prophezeiungen.) Der Dreschgraf hat in Berlin wieder eine Rede gehalten. Er sagt darin der Reichshauptstadt schlimmes Schicksal voraus, dessen Abwendung er wesentlich von der Sozialdemokratie erwartet. Sein Unheilsorakel lautet:

„In einigen Jahren wird der letzte christliche Kaufmann und Handwerker begraben werden, und darüber werden sich die jüdischen Totengräber freuen, die Totengräber von Berlin. In einigen Jahren haben wir nur noch einige reiche Ramschjuden und sonst nur noch Bettler und Proletarier. Leider unterstützt die Staatsregierung die Ramschjuden, die Herren da oben sind heutzutage alle liberal, freisinnig und Judenfreunde. Es wäre die höchste Zeit, daß wieder einige urkonservative Leute von dem altpreußischen Geist kämen. Wie man liberal sein kann, begreife ich nicht, eher, daß man sozialdemokratisch sein kann, denn unsere roten Brüder können noch ganz vernünftige, patriotische Kerle werden. Gerade die Sozialisten müssen uns helfen im Kampf gegen das völkerfressende Judentum."

Die Hörer schüttelten sich vor Grausen und Lachen.

* * *

(Der deutsch-russische Handelsvertrag.) Die „Kreuzzeitung" gibt sich den Anschein, als glaubte sie nicht daran, daß Deutschland verpflichtet wäre, eine differentielle Behandlung deutscher Staatsbürger nach ihrer Konfession durch die russische Verwaltung nicht zu dulden. Sie behauptet, daß Artikel 1 des bestehenden Vertrags das ausschließe, da er ausdrücklich hervor-

hebt, daß durch die vertragsmäßigen Bestimmungen die besonderen Vorschriften, die in jedem der vertragschließenden Länder auf dem Gebiet des Handels, des Gewerbes oder der Polizei getroffen worden seien, nicht berührt werden. Würde die „Kreuzzeitung“ wohl dieselbe Ansicht vertreten, wenn die russische Regierung „auf dem Gebiet des Handels, des Gewerbes oder der Polizei“ die gleichen oder ähnliche Verfügungen wie gegen die Juden auch gegen die Evangelischen oder gegen die Katholiken träfe?

* * *

(Kein Bedürfnis.) Die Gemeinde Angermünde hat gegenüber dem von den Stadtbehörden erlassenen Schächtverbot die Erlaubnis nachgesucht, ein eigenes Schlachthaus zu errichten. Das Gesuch ist von der Regierung abschlägig beschieden worden, weil „kein Bedürfnis vorhanden sei“. — Das religiöse Bedürfnis, das stark genug ist, die Juden von Angermünde zu schweren materiellen Opfern zu veranlassen, wird also nicht anerkannt. Dem Volk aber „soll die Religion erhalten werden“.

Wochen-Chronik.

Wochen-	April / Mai 1904	Ijar 5664	Kalender.
Freitag . . .	29	14	פסח שני Sabb. Anf. 7,26
Sabbat . . .	30	15	פרק ד׳ אמור Sabb. Ausg. 8,16.
Sonntag . . .	1	16	
Montag . . .	2	17	
Dienstag. . .	3	18	ל״ג בעומר
Mittwoch. . .	4	19	
Donnerstag . .	5	20	
Freitag . . .	6	21	Sabb. Anf. 7,39.
Sabbat . . .	7	22	פרק ה׳ בהר ובחקותי Sabb. Ausg. 8,29.

Berlin, 24. April. (Der Verband der deutschen Juden.) Am Samstag abend sind in Cassels Hotel die Delegierten zum Verband der deutschen Juden zu gegenseitiger Begrüßung zusammengetreten. Sie waren ganz unter sich. Von den Gemeindebehörden Berlins war nicht ein einziger Vertreter erschienen, um die Gäste, die aus vielen Teilen Deutschlands sich eingefunden hatten, zu begrüßen. Am Sonntag vormittag 10 Uhr begannen im Saal des Gemeindehauses die Beratungen. Auch hier fiel kein Wort der Begrüßung. Ein oder zwei Mitglieder des Berliner Vorstands waren anwesend, gaben sich aber nicht zu erkennen. Den Vorsitz bei den Beratungen führte Herr Rechtsanwalt Dr. Horvitz, der Vorsitzende des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Als Referent fungierte Herr Professor Dr. Martin Philippsohn, Vorsitzender des deutsch-israelitischen Gemeindebundes. Er hatte die nicht ganz leichte Aufgabe, das Bekenntnis abzulegen, daß der deutsch-israelitische Gemeindebund in jedem Betracht und namentlich intellektuell bankbrüchig geworden sei und nicht mehr an den Versuch denken dürfe, die Aufgaben zu erfüllen, für die er geschaffen worden. Aus der Umschreibung, die Herr Professor Philippsohn diesem Bekenntnis gab, hätte ein Unkundiger heraushören können, daß die Abdankungsentschließung vollkommen freiwillig sei, und daß das neue Gebilde des Verbands der deutschen Juden nur eine Art höheren Gemeindebundes darstelle. Um den Hörern die Selbsttäuschung leichter zu machen, versicherte Herr Professor Philippsohn, daß die Juden von ganz Deutschland auf die heutigen Beratungen sähen, die eine epochemachende Bedeutung hätten. Herr Professor Martin Philippsohn schüttelte sich in historischen Schauern; die kundigen Hörer schüttelten sich auch. An das Referat schloß sich die Beratung des Statutenentwurfs, die viele Stunden in Anspruch nahm. Selbstverständlich wurde der Entwurf mit unwesentlichen Aenderungen angenommen, selbstverständlich wurden die notwendigsten Aenderungen abgelehnt; und selbstverständlich wurde schließlich ein Ausschuß gewählt — natürlich durch Akklamation —, von dessen Mitgliedern die Anwesenden in der Stunde der Akklamationswahl zum erstenmal gehört hatten. Die Süddeutschen sind dem Verband ferngeblieben; wahrscheinlich weil sie mußten. Wenn man an gehöriger Stelle erst wissen wird, wie garnichts der Verband der deutschen Juden zu bedeuten hat, wird ihnen der Beitritt schon erlaubt werden. Zu dem Verband der deutschen Juden gehören einige größere und kleinere Vereine und gehören die Gemeinden — wenn sie wollen. Die Delegierten sollen alle zwei Jahre zusammentreten. In der sechsten Stunde war man glücklich so weit, sich durch die bereits erwähnte Liste der akklamativ zu wählenden Ausschußmitglieder überraschen zu lassen. Nachdem man diese Ueberraschung einigermaßen verwunden hatte, wurde man durch Stellung und Annahme des Antrags überrascht, eine telegraphische Mitteilung von der Begründung des Verbands der deutschen Juden an den Kaiser nach Italien zu richten. Eine reichliche halbe Stunde wurde noch darauf verwendet, in Wechselreden zu versichern, daß man ungeheuer Großes früher und jetzt geschaffen habe, und dann ging man auseinander.

Berlin, 25. April. (Verein Freunde der Taubstummen.) Gestern hielt der Verein Freunde der Taubstummen seine diesjährige ordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende, Geheimrat Dr. Boas begrüßt die erschienenen Mitglieder und gedenkt mit warmempfundenen Worten des verstorbenen Vorstandsmitgliedes Ferd. Landsberger in Breslau, dessen Andenken die Anwesenden durch Erheben von den Sitzen ehren. — Hierauf erstattet der Leiter der Taubstummenanstalt in Weißensee den Verwaltungsbericht: „Der Verein zählte am Jahresschluß 3137 Mitglieder. Die immerwährende Mitgliedschaft wurde in 8 Fällen neu erworben. Die Zahl der Zöglinge beträgt 45, die vom Direktor, drei Lehrern, einer Lehrerin und einer Erzieherin in vier aufsteigenden Klassen mit je zwei Abteilungen unterrichtet werden. Die Grundpfeiler des Erziehungsplanes sind: Arbeitsamkeit, Sittlichkeit und wahre Religiosität. Die Sabbate und Festtage werden würdig gefeiert und die Kinder zum Verständnis des Gotteswortes angeleitet. Dank der Hochherzigkeit einer Dame und der Herren Direktor Ludwig Ginsberg und Joseph Fränkel besitzt die Anstalt jetzt auch eine Brausebadeeinrichtung, die von den Zöglingen als eine besondere Wohltat empfunden wird. Die Fürsorge für die Zöglinge ist mit deren Austritt aus der Anstalt nicht beendet. Der Verein bemüht sich, sie bei zuverlässigen Lehrherren unterzubringen und hält es für seine Pflicht, sie auch nach beendeter Lehrzeit in jeder Beziehung zu fördern. Mit einem Appell an die Anwesenden, in ihren Kreisen nach Kräften für die Zwecke des Vereins zu wirken, schließt der mit großem Beifall aufgenommene Bericht. Hierauf verliest der Schatzmeister, Willibald Löwenthal, den Kassenbericht, und wird ihm auf Antrag der Revisoren einstimmig die Decharge erteilt. In der darauffolgenden Ergänzungswahl des Vorstandes werden an Stelle des verstorbenen Ferd. Landsberger in Breslau, Louis Löwenthal dortselbst neu und die in diesem Jahre turnusmäßig ausscheidenden M. Apelt-

Halle, Kommerzienrat Kirchdörfer-München, L. Gumpertz, Prof. Dr. Maybaum und Joseph Fränkel-Berlin, sowie die Revisoren Oscar-Berlin, Heinrich Fränkl und Oscar Nathenau durch Akklamation wiedergewählt. Indem wir dem segensreich wirkenden Verein auch ferner das beste Gedeihen wünschen, bemerken wir noch, daß etwaige Neumeldungen um Aufnahme von Zöglingen bis spätestens zum 1. Oktober einzureichen sind.

Berlin, 25. April. (Sulzerfeier.) Die Jüdisch-Musikalische Vereinigung veranstaltet am Samstag, den 14. Mai, abends 9 Uhr, anläßlich der Zentenarfeier Salomon Sulzers im Saal des Vereins Berliner Musiker, Kaiser Wilhelmstr. 18 m, einen Sulzer-Lewandowski-Abend. Zur Aufführung gelangen nach einem erläuternden Vortrag Solo- und Chorgesänge beider Komponisten. Der Zutritt ist unentgeltlich.

Filehne, 24. April. (Gedenktafel.) Hier, in der Vaterstadt des verstorbenen Philosophen Moritz Lazarus, wurde vor einigen Tagen eine Gedenktafel für Lazarus an dessen Geburtshaus enthüllt, die folgende Inschrift trägt: „In diesem Hause wurde am 15. September 1824 der Begründer der Völkerpsychologie, Professor Dr. phil. Moritz Lazarus geboren. Gestorben am 13. April 1903 zu Meran."

Königsberg i. Pr., 24. April. (Zur Lehrer-Pfingstversammlung.) Der Verein jüdischer Lehrer zu Königsberg i. Pr. erbietet sich, allen jüdischen Kollegen, die die Absicht haben, Pfingsten d. J. zur deutschen Lehrer-Versammlung nach Königsberg zu kommen, bei der Erlangung geeigneter Unterkunft und Verpflegung, wie in allen sonstigen Angelegenheiten nach Kräften zu Hilfe zu sein. Zuschriften in dieser Sache sind an die dem Festausschuß angehörenden Kollegen zu richten: Peritz (Neue Dammgasse 1) oder Samuel (Strohmarkt 5/6).

Königsberg i. Pr., 27. April. (Jubiläum.) Am 1. Mai sind 25 Jahre vergangen, seitdem das amtliche Wirken des Oberkantors Birnbaum in hiesiger Gemeinde begonnen hat. Herr Birnbaum hat in allen Kreisen der Gemeinde und der übrigen Bevölkerung Liebe und Ansehen gewonnen. Er hat sein Amt jederzeit in vorbildlicher Weise versehen, seine Kunst bei jeder sich bietenden Gelegenheit gern und selbstlos in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt. Auf dem Gebiet der Musikgeschichte ungewöhnlich bewundert, eine unbestrittene Autorität in der Geschichte der synagogalen Musik, ein gelehrter Kenner des ganzen weitschichtigen Feldes, das hiermit zusammenhängt, ist Birnbaum eine Zierde seines Berufs.

Allenstein, 24. April. (Jahresversammlung der Religionslehrer Ostpreußens.) Am 11. und 12. Mai findet hier im Hotel „Deutsches Haus" die Jahresversammlung der jüdischen Religionslehrer Ostpreußens statt. Den Jahresbericht erstattet Mittwoch abend $7\frac{1}{2}$ Uhr in der Generalversammlung der Vorsitzende Sturmann-Osterode, den Kassenbericht der Vereinskassierer Karo-Allenstein, über Verbandsfragen spricht Inspektor Peritz-Königsberg. Die Wahl von Delegierten zum 3. Lehrerverbandstag, die Beratung von Anträgen und allgemeinen Vereinsangelegenheiten (Normalkontrakt, Schulinspektion u. a.) machen den Beschluß des ersten Tages, nach dessen Erledigung gemütliches Beisammensein im Hotelsaal folgt. Am Donnerstag beginnt die öffentliche Versammlung in der Aula der höheren Mädchenschule um 10 Uhr vormittags mit Begrüßung und Gebet. Oberkantor Birnbaum-Königsberg hält die dem Andenken Sulzers gewidmete Festrede; Rabbiner Dr. Carlebach-Memel spricht über die Geschichte und den Lehrinhalt der Schmone essre; Samuel-Königsberg gibt eine Lehrprobe über birkas hatauro; Gutmann-Goldap hält einen Vortrag zur Feststellung der Thesen für das Verbandsthema „Welche Gebiete aus der nachbiblischen Geschichte sind für die verschiedenen Schulsysteme vornehmlich auszuwählen?" den Beschluß macht das Referat von Peritz-Königsberg über neue Bücher. Um $11\frac{1}{2}$ Uhr unterbricht eine Frühstückspause die Beratungen, um $3\frac{1}{2}$ Uhr folgt ihnen gemeinsames Mittagessen. Mit der Versammlung ist eine Sulzer-Ausstellung verbunden. — Im Anschluß an die Lehrerversammlung findet am Donnerstag, 12. Mai, vormittags 9 Uhr, die Generalversammlung der ostpreußischen Pensionskasse statt. Auf der Tagesordnung sind: Bericht, Decharge, Wahlen, Anträge. Anmeldungen zur Versammlung werden bis zum 6. Mai an den Kollegen Karo-Allenstein erbeten. Die Teilnehmer der Versammlung erhalten alle gewohnten Vergünstigungen. Auch einige Freiquartiere stehen zur Verfügung. Meldungen dafür sind an Kollegen Karo-Allenstein zu richten. Hotelzimmer sind mit 1,25 M. vereinbart.

Frankfurt a. M., 24. April. (Auszeichnung.) Der Direktor des Philanthropins Herr Dr. Adler ist durch Verleihung des Roten Adlerordens ausgezeichnet worden.

Mainz, 24. April. (Oberlehrer-Anstellung.) Das hessische Schulministerium hat abermals einen Beweis des Wohlwollens gegeben, das es dem jüdischen Lehrerstand entgegenbringt. Außer der jüngst erfolgten Anstellung von Schulamtsaspiranten jüdischen Glaubens an Volksschulen, hat es auch den seitherigen Religionslehrer der israelitischen Gemeinde, den tüchtigen und allgemein geschätzten Herrn S. Eschelbacher, einen Neffen des Berliner Rabbiners, definitiv als ordentlichen Lehrer an das Realgymnasium und die Oberrealschule hier berufen, wo ihm sofort ein Ordinariat übertragen wurde.

Wien, 24. April. (Vorstandswahl.) Bei der Neuwahl zum Vorstand der hiesigen jüdischen Gemeinde ist der bisherige Vizepräsident Dr. Alfred Stern einstimmig zum ersten Vorsitzenden gewählt worden. Dr. Stern, der einer der vornehmsten Familien Wiens angehört, ist früher ein sehr bekannter und beliebter Advokat gewesen, hat aber seines vorgeschrittenen Alters wegen seine Praxis schon vor Jahren aufgegeben. Fünfzehn Jahre lang ist Dr. Stern einer der Stadtverordneten des Bezirks Leopoldstadt gewesen. Er ist jetzt 73 Jahr alt.

Wien, 24. April. (Schluß der Palästina-Ausstellung.) Vor einem geladenen Publikum wurde am 18. d. M. die Palästina-Ausstellung mit einem Vortragsabend geschlossen, bei dem Herr Rabbiner Dr. Dawid das Referat über „Das Kolonisationswerk in Palästina und seine Bedeutung" übernommen hatte. Anwesend waren neben dem Präsidenten der israelitischen Kultusgemeinde Herrn Dr. Alfred Stern, Herr k. k. Baurat W. Stiaßny mit Gemahlin, Herr Dr. Zins mit Gemahlin, ferner vom Aktions-Komitee die Herren Ing. Kremenecky und Gemahlin, Dr. Kahn, Dr. Kokesch, Frau Präsidentin Ida Diamant, weiter die Damen und Herren der Ehrenkomitees wie zahlreiche Vertreter der Presse. Herr Dr. Dawid verglich in seinem Vortrag die nun zu Ende gehende Ausstellung mit einem Buch. Wie man bei der Beendigung des Studiums eines Buches eine „Siumfeier" veranstaltet, so sei es auch angebracht, darüber nachzudenken, was die Ausstellung gezeigt hat. Der großartigste Erfolg dieser Exposition ist wohl der, daß sie den Beweis dafür erbracht und augenscheinlich dargelegt hat, daß der Fluch der Unfruchtbarkeit, der auf dem heiligen Lande angeblich zu lasten schien, ein Märchen sei. Im Gegenteil konnten wir beobachten, daß Palästina die Produkte aller Zonen auf einem Boden vereinigt. Um aber diese Produkte dem Boden abgewinnen zu können, dazu gehörten Menschen, die imstande waren, Begeisterung und Opferfreudigkeit auf dem Altar ihres Vaterlandes niederzulegen, und wenn die aus Rumänien und Rußland ausgewanderten Juden auf dem damals

noch verödeten Boden Palästinas solches zu leisten vermochten, so ist dies ein unwiderlegliches Zeugnis für die Unverwüstlichkeit unseres Stammes, für die Ewigkeit des jüdischen Volkstums. Denn, ruft der Redner mit Pathos aus: „Die Bauern von heute sind die Parias von gestern." Redner gibt dann genauere Daten über den Beginn sowie den heutigen Stand der Kolonisation, ferner genauere Zahlen über den Handel Palästinas, der sich in den wenigen Jahren der Kolonisationsbewegung verdreifacht hat und hebt besonders die Verdienste derjenigen hervor, die das Kolonisationswerk zum Teil begründen, zum Teil zu seiner heutigen Bedeutung sich vervollkommnen halfen. An erster Stelle stehen hier neben dem Baron Edmound Rothschild in Paris die Chowewe Zion in Rußland und Deutschland, sowie die „Jca". Die Ausstellung in Wien hat denn auch dazu beigetragen, die Exportfähigkeit der jüdischen Kolonisation, speziell in den bisher in Betracht kommenden Artikeln, Weine und Kognaks, dem großen Publikum vor Augen zu führen. Sie hat aber auch gezeigt, daß die Pflege der jüdischen Zusammengehörigkeit ohne Rücksicht auf „Ost" oder „West" für die allgemeinen Interessen nur von Vorteil sein kann. Darum, so schließt der Redner, ist es auch unsere Pflicht, an dem großen Werk der Kolonisation Palästinas mitzuarbeiten und zu dessen Ausbreitung beizutragen. Der Vortrag, der mit sichtlichem Interesse angehört wurde, fand bei allen Zuhörern ungeteilten Beifall. Nach dem Vortragenden ergriff Herr Dr. Kahn das Wort, der den soeben gehörten Ausführungen in allen Punkten zustimmte. Besonderes Gewicht wollte Dr. Kahn jedoch darauf gelegt wissen, daß neben den Geldmitteln, die die Kolonisation erfordert, auch politische Freiheiten für dieselbe notwendig sind, damit wir, wie es im Tischgebet heißt, als aufrechte Männer und nicht als geduldete das Land unserer Väter bearbeiten. Die Schlußrede hielt Herr Präsident Dr. Alfred Stern, der die Ausstellung auch eröffnet hatte. Herr Dr. Stern dankte zunächst den Veranstaltern der Ausstellung für das glänzend gelungene Arrangement, sowie für das Interessante, das die Ausstellung geboten hat; des ferneren dankte Redner den Damen und Herren der Ehrenkomitees, die durch ihre aufopferungsvolle Tätigkeit und ihren unermüdlichen Pflichteifer den eigentlichen Erfolg der Ausstellung herbeigeführt haben. Wie wir unsere Bibelvorlesungen schließen mit den Worten „Sei stark", so schloß der Präsident die Ausstellung, indem er aufforderte, stark zu sein, daß jeder nach seinen Kräften und an seinem Platz für die Interessen des jüdischen Volkes eintrete. Eine solenne Bewirtung hielt die Anwesenden noch längere Zeit beisammen.

London, 24. April. (Schenkung für das jüdische Altenheim.) Der Aufruf des Rabbiners Isaac Samuel um Spenden für einen Neubau des jüdischen Altenheims hat offene Herzen gefunden. Lord Wandsworth hat in der Nähe seines Schlosses Wandsworth ein prächtiges Grundstück erworben und dem Verein „Jüdisches Altenheim" zum Geschenk gemacht, zum Gedächtnis seiner verstorbenen Eltern Baron und Baronin von Stern. Das neue Gebäude, mit allem modernen Komfort ausgestattet, mit elektrischer Beleuchtung versehen und allen Anforderungen der Hygiene genügend, liegt in der Nähe der jüdischen Taubstummenanstalt, deren Präsident ein Bruder des großmütigen Spenders ist, Mr. Edward D. Stern. Ein großer Garten mit schattigen Alleen, reichen Blumenbeeten und einer Abteilung für Gemüsebau umgibt das schöne, erst vor wenigen Jahren für 30 000 L. St. erbaute Haus und gibt den rüstigeren Insassen Gelegenheit, sich durch Pflege der Blumen eine angenehme Zerstreuung zu verschaffen. Das neue Altenheim ist mit verschiedenen Eisenbahnlinien und mit elektrischen Straßenbahnen von London aus bequem zu erreichen.

Dublin, 24. April. (Die antisemitischen Hetzreden in Limerick.) Der Missionsverein der Kirche von Irland hat in einer am Dienstag hier stattgehabten Versammlung energisch gegen die Hetzereien von Limerick protestiert. Unter den Rednern befanden sich der Dekan von Raphoe und andere hervorragende Geistliche. Die Versammlung nahm folgende Resolution an: „Die Versammlung protestiert auf das kräftigste gegen die unchristlichen Aeußerungen, die Mr. Creagh vom Redemptoristenorden gegen die Juden in Limerick getan hat; sie erklärt einen großen Teil seiner Aeußerungen für ebenso unzutreffend wie höchst unbarmherzig; sie beklagt die Unzufriedenheit und Bigotterie, die solche Worte unvermeidlich in der Limericker Bevölkerung hervorrufen mußten; sie spricht den Limericker Juden ihre herzlichste Sympathie aus mit ihrer traurigen Lage, nachdem es soweit gekommen ist, daß sie sogar der täglichen Subsistenzmittel beraubt sind, und gibt ihnen die Versicherung, daß der Missionsverein der Kirche von Irland darauf vorbereitet ist, alles ihm irgend mögliche zur Linderung ihrer gegenwärtigen Leiden zu tun; sie dankt dem „Daily Expreß" und der „Evening Mail" für ihre mutige Verteidigung der Verfolgten; sie gibt ferner der ernsten Hoffnung Ausdruck, daß diese Verteidigung alle Freunde religiöser Toleranz, römisch-katholische oder protestantische, darin vereinigen wird, diesen bigotten Antisemitismus zu verurteilen, und die irische Regierung zu ihrem Pflichtbewußtsein gegenüber den weniger mächtigen Bürgern des Staates zurückzuführen."

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Im Israelitischen Fortbildungsverein Montefiore in Berlin, Dircksenstr. 46, hält jeden Dienstag Abend 9—10 Herr Dr. Ed. Biberfeld Vortrag über Mischnajoth, Traktat „Baba Kama", jeden Samstag Nachmittag 4—5 Herr Rabb. Dr. E. Munk über Haftoroth. — Die kleine jüdische Gemeinde Pezrel in Ungarn hat beschlossen, ihre 200 Jahre alte baufällige Synagoge umzubauen. Der Distriktsbischof Dr. Smreczanyi und Graf Czaky haben je 400 Kronen zum Neubau beigesteuert. — Die jüdische Gemeinde zu Antwerpen hat für die neugeschaffene zweite Rabbinerstelle den Rabbiner Dr. Wiener aus Pfalzburg in Lothringen gewählt. Der gleichfalls zur engeren Wahl zugelassene Rabbiner Felix Meyer aus Valenciennes hat drei Stimmen weniger erhalten. — Baron Edmond von Rothschild hat dem jüdischen Lehrerseminar in Paris die Mittel zur Besetzung eines neuen Lehrstuhls zur Verfügung gestellt; das neue Lehramt ist dem ausgezeichneten Orientalisten Joseph Halévy übertragen worden. — Das jüdische Krankenhaus in Cincinnati hat größere Terrains erworben, um darauf ein Kinderkrankenhaus und ein Schwesternheim zu erbauen. Der Bau ist auf 100 000 Dollars veranschlagt. — Vor einem gewissen Kolomaru, der angeblich für das jüdische Hospital in Hebron sammelt, wird gewarnt. Auf Anfrage in Hebron hat der Ober-Rabbiner Medini mitgeteilt, daß die jüdische Gemeinde Hebron keinen Delegierten zur Sammlung von Beiträgen für das Hospital bestellt hat.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von C. Berg.

(Fortsetzung.)

Er zwang sich daher zu einem wohlwollenden Ton und sprach freundlicher, als er es sonst mit Fremden zu tun pflegte: „Beruhigen Sie sich, Herr Herz! Ihre Aufregung scheint nicht ganz unberechtigt, aber mein Verlöbnis fand unter so traurigen und so schwierigen Verhältnissen statt, daß wir, meine Braut und ich, übereingekommen sind, uns erst kurz vor unserer Hochzeit den nächsten Angehörigen zu entdecken".

Herz kniff die Augen ein und sah ihn mit lauernder Spannung an. „Was für Verhältnisse? . . . Merkwürdig!"

„Ich habe leider meinen Vater in Warschau verloren und mußte mich über ein Vierteljahr in Polen aufhalten, um unsere geschäftlichen Angelegenheiten dort zu ordnen. Mittlerweile war mein Schwiegervater in Paris schwer erkrankt".

„Ja", machte Herz gedehnt, „es ist mir so was zu Ohren gekommen. Es wird nicht sehr arg gewesen sein. Leute wie Emil! Um einen Schnupfen, ein bißchen Husten fragen sie Doktor und Professor und Gott weiß noch wen . . . Wär' er zu Haus geblieben, wär' ihm vielleicht nichts passiert!"

Robinsohn begann diese bodenlose Gehässigkeit zu interessieren: der Mann da war zuverlässig in seiner Feindschaft; auf die konnte man bauen. Sie machte ja nicht einmal vor Krankheit und Todesgefahr Halt! Beschwichtigend sprach er: „Sie irren, Herr Herz; mein Schwiegervater ist wirklich bedenklich krank gewesen. Nicht ohne Grund hat ihn einer der größten Pariser Aerzte auf ein halbes Jahr nach Italien geschickt. Aber nun ist er wiederhergestellt; er schreibt mir selbst, er beginne sich dank Postels ausgezeichneter Pflege, wieder seiner ehemaligen Rundung zu nähern. Sie kommen über Wien zurück; in vierzehn Tagen hoffe ich meine Braut in meine Arme zu schließen — nach zehnmonatlicher Trennung!" endete er mit tiefem Aufseufzen.

„Und dann wollen Sie in einer Woche Hochzeit halten?"

„So ist es beschlossen."

„Und Einrichtung, Wohnung?"

„Wird alles seit Monaten von der unermüdlichen Tante Röschen besorgt. Diese kennt den Geschmack meiner Braut, und Postel und ich sind mit allem zufrieden."

Also die Doktorin war gleichfalls im Komplott! Herz sah ein, daß er sich fügen müsse. Nun hätte er viel darum gegeben, den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den seine Stellung zur Heirat Posthumas auf deren Verlobten ausüben mußte; er bot ihm also eilfertig die Hand und sprach mit sauersüßem Lächeln: „Unter sotanen Umständen wird es freilich das Beste sein, wenn ich Sie bitte, sowohl das Geschäftliche wie alles Private, was ich über unsere Verwandtschaft hier mit Ihnen besprach, ein für allemal zu vergessen."

„Ich werde mir alle Mühe geben, Herr Herz. Hoffen wir, daß sich das Einvernehmen in unseren Familien bessern möge! Was an mir liegt, will ich gewiß zur Aufrechterhaltung eines friedlichen Verhältnisses beitragen."

„Ich auch, ich auch," beteuerte Herz. „Wenn Sie wüßten, welch' friedliebender Mann ich bin! Es ist ein Kunststück, mich in Heftigkeit zu versetzen . . . Sie sollten uns baldigst in Freistadt besuchen, liebster Herr Doktor. Sie müssen doch Ihre Schwiegermutter kennen lernen; denn das bleibt ja meine Frau, Ihre Schwiegermntter, trotz aller Pflegevaterei. . . . . Versprechen Sie mir, nächsten Sonntag einen Löffel Suppe bei uns zu genießen! Das dürfen Sie mir nicht abschlagen!"

Robinsohn sah ein, daß er zusagen müsse, wollte er es mit dem galligen Mann nicht für immer verderben.

Und Herz verließ ihn, sich unzählige Male verbeugend und den neuen Stiefschwiegersohn einmal über das andere seiner Freundschaft und Hochachtung versichernd. Robinsohn zog aufatmend die Tür fest hinter sich zu.

„Adieu, Herr Herz!" Es war Agnes, die es ihm leise und demütig zurief, indem sie ihm die Ausgangstür öffnete.

„Adieu! Adieu! Ja so! Richtig! Was tun Sie denn hier?" Herz musterte die junge Person von Kopf bis Fuß: es war doch auffallend, wie elend und verkommen die früher so adrette Zofe aussah. „Sie sind doch nicht etwa auch hier, um den Herrn Justiz-Kommissarius zu konsultieren?", forschte er dreist.

„Jawohl, Herr Herz. Ich habe eine Rechtsfrage an den Herrn Doktor."

„So so? Was wohl für eine?"

Das Mädchen schlug die Augen nieder: die Neugierde Herz's brachte die Kleine offenbar in große Bedrängnis. „Das geht nur mich allein an", antwortete sie trotzig.

„Nun ja. Ich meinte nur . . . Fräulein Posthuma hat Sie wohl entlassen?"

„Ach nein. Aber wie die Herrschaften verreist sind, bin ich um meinen Abschied eingekommen, weil . ." Sie stockte und ballte die Faust gegen einen unbekannten Feind, dann fuhr sie seufzend fort: „Das war schön dumm von mir! Aber ich werde an das gnädige Fräulein schreiben, daß sie, wenn sie jetzt heiratet, mich wieder in ihren Dienst nehmen möcht'."

Herz biß sich in stiller Wut auf die Lippen. Also selbst die Kammerzofe wußte um diese Heirat, welche man wohl nur vor ihm verheimlicht hatte. Das sollte ihm die Sippschaft bezahlen. Er überlegte schnell. Weiß man es, ob ihm dieses Geschöpf da nicht einmal sehr von Nutzen sein konnte? „Agnes heißen Sie?"

„Agnes Stein".

Sie stand lange Zeit in Diensten Stahls, es lohnte sich vielleicht, mit ihr Fühlung zu behalten. „Lassen Sie es noch mit dem Schreiben!", sprach er überaus freundlich. „In vierzehn Tagen kommt meine Tochter zurück, da werde ich persönlich ein gutes Wort für Sie einlegen."

„Tausend Dank, Herr Herz! Ich darf doch nächste Woche nach Freystadt hinüberkommen, nachfragen?"

„Nein, nein, das wünsche ich nicht. Geben Sie mir Ihre Wohnung an!"

„Uferstraße, Schifferhaus, im Souterrain."

„Schön, schön! Also adieu. Ich werde das Nötige veranlassen." Er schritt stolz erhobenen Hauptes hinaus, wie einer, der wirklich eine menschenfreundliche Tat beabsichtigte. Aber auf dem Heimweg steigerte sich sein Grimm ganz ins Ungeheure; je mehr er sich Freystadt näherte, desto wütender wurde er auf die Stahls, desto größer erschien ihm das Glück, das Posthuma an der Seite des ihm so sympathischen Justiz-Kommissarius bereit stünde. Arm und Bein hätte er sich abschlagen mögen, wenn er durch diese Selbstverstümmelung erreicht hätte, daß Postels „gute Partie" dabei zu Schaden käme.

In dieser Stimmung, das Herz von Bosheit geschwellt, stürzte er in das Wohnzimmer zu seiner Frau; hier aber mußte

er seiner Wut Zügel anlegen: Babette saß mit Frau Röschen am Kaffeetisch. Die Doktorin war unerwartet nach langer Zeit wieder zu Besuch gekommen, und die scharfe Zunge der Schwägerin fürchtete Herz wie das Feuer.

„Nun Maseltow", redete sie ihn vergnüglich an, „zum Guten soll es Dir angesagt sein! . . Oder, Du hast es wohl schon gehört?" Und ihre klugen Augen musterten durchdringend sein sauersüßlächelndes Gesicht. „In drei Wochen werden wir in Freuden gehen, unsere Postel wird Hochzeit halten mit dem Dr. Robinsohn. Gott sei Dank, daß das ein Ende nimmt! Lange genug hat er um das Mädel geworben."

„Sehr schön! Sehr schön!" entgegnete Herz giftig. „Woher soll ich es gehört haben? Du erzählst mir da eine fertige Sach'! Es ist wohl nicht mehr Mode, daß die Kinder ihre Eltern um Rat fragen? Nicht die eigene Mutter, nicht die leibliche Schwester hat davon gewußt! Das wird Posthuma auch nicht zum Besten ausgehen, daß sie so hinterlistig gegen ihre nächsten Angehörigen gehandelt hat!"

Die tapfere Frau Röschen griff sofort den Fehdehandschuh auf. „Was Einer Postel Böses wünscht, soll ihn nur treffen an eigenen Gliedern!", entgegnete sie, Herz ihre zornigsten Blicke entgegenschleudernd. „Ob Du es heut' hörtest, ob gestern, ob vor einem Vierteljahr, was macht Dir das aus?... Nimm mir's übel oder nicht, Herr Schwager: wer nichts gibt zu Kohl, hat nichts zu reden zu Kohl. Für was soll das Mädel Euch fragen? Ihr wahrer Vater und Wohltäter bleibt Emil, und wenn dieser mit der Heirat zufrieden ist, haben wir alle kein Wort dagegen einzuwenden! Ich freilich", seufzte sie tief auf, „ich hätte dem Prachtmädel noch etwas besseres gewünscht!"

„Nun, was denn noch?!", braufte Herz auf. „Ganz verrückt seid Ihr mit dem Mädel zusammen! Ein Graf wird kommen! Ein Prinz!"

„Nu, was wär' das besonderes?" Frau Röschen sah unendlich hochmütig auf den erbosten Mann. „Hat sich nicht ein Graf um sie gerissen, ein wirklicher Graf?", sprach sie, strahlend vor Triumph und Stolz. „Aber Postel hat ihn abgewiesen, und Emil hat mir garnicht genug davon schreiben können, wie schön und wie brav sich das Mädchen in diesem Fall benommen hat! Denn das muß ihr der Neid lassen: Posthuma ist doch ein großartiges Geschöpf".

„Gar ein Graf!", machte Herz höhnisch. „Wie kommt ein anständig Mädchen zu 'nem Grafen?"

„Wie sie kommt!", fuhr ihn die Doktorin barsch an, denn sie ärgerte sich jetzt über sich selbst, daß sie Postels kleinen Roman, welchen ihr Emil unter dem Siegel allerstrengster Verschwiegenheit anvertraut, gerade hier an der ungeeignetsten Stelle ausgeplaudert hatte; aber nach Frauenart konnte sie sich's nicht versagen, vor Postels Todfeind mit der gräflichen Eroberung ihres Lieblings zu prahlen. . . „Du natürlich, lieber Herz, verkehrst niemals in hochfürstlichen Kreisen, und eine Schönheit wie Posthuma weckt überall Bewunderung; sogar in Paris erregte sie Aufsehen!"

Das war der höchste Trumpf, den die Doktorin heute ausspielen sollte; denn die Tür öffnete sich, und in ihrem Rahmen erschien ein großes, überschlankes Mädchen von kaum siebzehn Jahren und sprach mit schleppendem Tonfall in einer sonst recht wohllautenden Altstimme: „Ach, welch' seltene Ehre! Die Tante Doktorin ist gekommen!"

„Komm nur herein, Lilichen", rief Babette, die während des Gezänks zwischen Mann und Schwägerin nicht gewagt hatte, den Mund zu öffnen. „Du erfährst eine gute Nachricht: Posthuma hat sich verlobt!"

„Wirklich?" Wenn Lili von schwesterlicher Freude und Mitgefühl durchdrungen war, so wußte sie es in diesem Augenblick sehr gut zu verbergen: ihrer Frage merkte auch das feinste Ohr keine weicheren Empfindungen an. „Endlich! Es ist die höchste Zeit, daß meine Schwester sich verheiratet."

Die Doktorin hatte die Tochter Herzens niemals recht leiden mögen. Es war ja ein ganz hübsches Mädchen mit sehr feinen, zarten Gesichtszügen und dicken, aschblonden Zöpfen, die fast zu schwer für das kleine Vogelköpfchen schienen; aber ihre Augen lagen, ganz wie die ihres Vaters, immer auf der Lauer, stets bereit, fehlerhaftes und unfreundliches an ihren Nebenmenschen zu entdecken; und ihrem Wesen fehlte auch die leiseste Spur jener reinen Herzensgüte, jener sieghaften Liebenswürdigkeit, die Posthuma von sich strahlte: die Macht der Frau, die der Älteren alle Herzen gewann. Lili besaß Schlauheit und scharfen, praktischen Verstand; sie erkannte weit über ihre Jahre hinaus ihren Vorteil und beherrschte nicht nur die geistig ganz unbedeutende Mutter vollständig, sondern terrorisierte auch den Vater, der seine Einzige vergötterte. Daß sie blond war, erschien seinen Augen als der höchste aller weiblichen Reize, und wenn er Fremden die Schönheit seiner Tochter beschrieb, versäumte er nie zu erwähnen: „Meine Lili sieht vollkommen christlich aus; denken Sie sich: eine ganz helle Blondine!" Er war es, der täglich, ja stündlich das Gift des Neides in die jungen Ohren träufelte, und wenn Lili allmählich ihre besser gestellte Schwester um die schöneren Kleider, das größere Wohlleben zu hassen begann, so verdankte Postel auch dieses Herzeleid ihrem Stiefvater, und sie empfand es mit bitterem Schmerz, als sie merkte, daß ihr die Zuneigung der kleinen Lili entzogen wurde, die als Kind so zärtlich an ihr gehangen und für die Postel selbst nicht eine Stunde aufgehört hatte als für ihre einzige Schwester aufrichtige Liebe zu fühlen. Frau Röschen sprach von Lili nie anders als „der Grasaff'", „Herzens Zierpuppe", oder gab ihr noch zweifelhaftere Ehrentitel; sie richtete selten das Wort an sie und tat auch jetzt, als hätte sie die letzte Bemerkung der ihr so unausstehlichen Nichte garnicht gehört. Aber Lili zwang sie zu antworten durch die Frage: „Und wer ist wohl der Glückliche, welcher das Familienidol heimführen darf?"

„Dr. Robinsohn in Grünberg, der Justiz-Kommissarius."

„Nur nach Grünberg heiratet Posthuma? . . . Wo wird sie Hochzeit halten?"

„Bei mir!" antwortete die Doktorin schnell. „Postel ist doch eine Waise; es ist eine Mizwe, ihr die Hochzeit auszurichten, und die lasse ich mir nicht nehmen."

Sie konnte nicht weiter sprechen; denn Babette hub an bitterlich zu weinen. Das habe sie nicht erwartet, schluchzte sie laut; all' die Jahre hindurch habe sie es still ertragen, daß man ihr das Kind entfremdete, aber daß man ihr auch das letzte nehmen werde, was einer Mutter Freude und Ehre bringt, ihre Tochter im Brautstaat aus ihrem Haus gehen zu sehen, das sei ihr die größte Charpe und Busche*,) das sei doch zu hart!

Frau Röschen sah ganz erschrocken auf diesen Ausbruch mütterlichen Schmerzes: darauf war sie nicht gefaßt gewesen, und sie fragte sich bestürzt, ob sie nicht doch zu schroffe Worte gebraucht oder es sonst an der nötigen Delikatesse gegen die verarmte Verwandte habe fehlen lassen? Ja, sie war doch selbst eine Mutter — wie hatte sie nur glauben können, daß

*) Schimpf und Schande.

Babette sich aller Anrede auf Postel begeben habe? „Um Gotteswillen", rief sie erschüttert, „das habe ich nicht gewollt! Aber, Schwägerin, so beruhige Dich doch!" Sie tröstete auf das liebreichste an Babetten herum und schied mit dem festen Versprechen, auf Emil und Postel energisch einzuwirken, daß der bedrängten Mutter ihr Wunsch erfüllt werde. „Da sieht man wieder: Blut ist nicht Wasser!", und bei diesem Gedanken fand die brave Frau Röschen ihre ganze gute Laune wieder zurück.

Und Frau Röschen bot viel freundlicher als sonst Herz und Lili versöhnlich die Hand; aber von dieser sollte sie doch wieder in Unfrieden scheiden; denn da ihr Lili die Haustür öffnete, bemerkte sie altklug: „Es ist doch sehr eigenmächtig von Posthuma gehandelt, so garnicht unseren Rat einzuholen."

Da zeigte ihr die Doktorin wieder ein bitterböses Gesicht und sagte: „Sieh Dir einmal die Linde hier an und achte auf das Gänseblümlein da unten: so hoch wie der schöne Baum über dem Unkraut steht, so hoch steht Deine Schwester über Dir. Denn Du bist nur ein unbedeutend dummes Kind und hast Dir über Postel gar kein Urteil zu erlauben!"

Lili sah ihr mit falschen Augen nach: „Wart' einmal, Du sollst das unbedeutende Kind noch kennen lernen!"

„Frau", rief Herz mürrisch, „tu' mir den einzigen Gefallen, was hast Du mir da angestellt?! Meinetwegen könnt' das gnädige Fräulein auf dem Blocksberg Hochzeit halten, wär mir's auch egal. Mich dauert nur dieser Robinsohn. Wirklich ein netter Mensch, und soll sich mit solcher verwöhnten, anspruchsvollen Person abquälen. Aber wie er spricht! Immer „mein Schwiegervater"! . . . Emil haha! . . . Ueberhaupt diese ganze Pariser Reise und Emils Krankheit, die Geschichte ist mir nicht geheuer! Und was die großtuige Doktorin da von einem Grafen fabelte! Aber ich werde die Wahrheit schon herauszufinden verstehen, ich!"

Zwei Tage nach ihrem Besuch in Freystadt empfing die Doktorin von Posthuma folgenden Brief:

Isola Bella, den ersten August 1853.

Meine kluge, gute Tante,

Du, die ich von ganzem Herzen liebe!

Onkel Emil macht seinen ersten selbständigen Spazierweg heute. Er sieht gottlob wieder prächtig aus; er selbst sagt, ich hätte ihn ganz unvernünftig gut gepflegt; man könne ihn unberufen in einem Athletenklub prämiieren. Und meine triumphierenden Augen ärgerten ihn, darum wolle er sich ohne meine Aufsicht vergnügen; es sei so langweilig, ständig zu hören: „iß dies" und „nimm das Tuch"; es wäre für ihn die höchste Zeit, daß er sich von meiner Bevormundung emanzipiere. Nun gondelt er mit Beppo — das ist unser Hauswirtsohn, der tüchtigste Ruderer im Ort — auf dem Luganersee, um die Wasserfälle zu bewundern. Schon vor Sonnenaufgang brachen sie auf. Um meinen Herrn Onkel für seine Großsprechereien zu bestrafen, habe ich ihm drei Tage Urlaub bewilligt, und Du hättest sein überraschtes Gesicht sehen sollen, als er merkte, daß ich ihn wirklich nicht begleitete; er zog ordentlich ganz mürrisch mit Beppo ab. In diesen drei Tagen will ich nichts tun als schlafen, schlafen, schlafen, denn die vielen Nachtwachen haben mich böse heruntergebracht. Das darf aber Onkel natürlich nicht gewahr werden. Ach, Doktorin, so schön hier alles ist, aber ich gebe gern alle Zitronenhecken und Orangenbüsche und die stachligen Aloës mit ihren farbenschreierischen Blüten und das ganze leuchtende Blau an Himmel und See dafür, könnte ich wieder einmal den Duft einer deutschen Linde atmen. Und so herrlich unser Palazzo mit seinen Terrassen und Statuen, mit dem wilden Garten in seiner Ueberfülle von Rosen und Myrthen wohl einem Maler erscheinen mag, ich wünschte, ich stände lieber vor der „biblischen Geschichte" und sähe ihre barocke Fassade an und brauchte nur das kleine Treppchen hinaufzuspringen, und dann wäre ich wieder geborgen im Frieden des Hauses. Nun denkst Du wohl, Postel ist undankbar; sitzt in Italien und freut sich nicht damit. . . Ach, Tante! Ich habe das Heimweh: mitten in der Gluthitze des Mittags überläuft mich der Frost, und vor meiner Seele stehen unauslöschlich die Schrecknisse des fürchterlichen Tages, die dem Onkel beinahe sein geliebtes Leben gekostet haben. Aber nun will ich Dir die ganze böse Geschichte einmal ordnungsgemäß erzählen — Diskretion auf Ehrenwort! Onkel läßt Dich inständig bitten, weder vor meinem Jaques, noch vor Deinen Söhnen etwas davon verlauten zu lassen, und die Gründe, die Onkel dafür ins Feld führt, sind sehr zu respektieren. Jaques wäre imstande, mir zeitlebens Vorwürfe zu machen — Du glaubst garnicht, wie er mich mit seiner nie ruhenden Eifersucht zu plagen weiß. Jeder seiner Briefe, die freilich immer ungeduldiger und zärtlicher werden, birgt die brennende Frage: „ob ich ihm noch treu sei", und wenn ich über dieses unaufhörliche Mißtrauen verdrießlich und traurig werde, rät mir Emil, von dem Podestà hier mir ein Wohlverhaltungszeugnis ausstellen zu lassen, er selbst wolle es als Zeuge unterschreiben. Ich wollte, mein künftiger Gatte hätte einen Gran von Onkels sonnigem Humor! Hier in dem Nest sind Männer wie Weiber in den Dicken verliebt; gestern haben sie ihm eine Serenade gebracht mit Lampion und Evvivarufen auf „Signor Emilio" . . . Eigentlich stand unsere Reise von Beginn an unter einem bösen Stern. In Köln hatte sich uns der alte Herr Fould angeschlossen, der auch nach Paris fuhr, um Sohn und Schwiegertochter zu besuchen. Der war ein bißchen sehr neugierig und plagte uns viel mit Fragen über den Zweck unserer Fahrt, ob wir zum Vergnügen reisen, oder zu einer Beschau . . . Und da ihm Onkel anvertraute, daß ich mit Robinson versprochen sei, wollte der alte Charmeur sich garnicht darob beruhigen, daß mein Verlobter in eine Trennung gewilligt habe. Ich war herzlich froh, als der Zug in Brüssel hielt, allwo wir begründete Aussicht hatten, den redseligen alten Herrn in aller Freundschaft auf einige Zeit wieder los zu werden. Aber! Aber! Wir kommen in Brüssel auf dem gare du nord an, sind kaum ausgestiegen; ich raffte gerade noch im Coupé meine sieben Handpakete und all den Reisekrimskrams zusammen, da treten zwei bärenmützige sergeants de ville auf uns zu und — verhaften meinen Onkel vor unseren Augen!

(Fortsetzung folgt.)

Brief- und Fragekasten.

Herrn J. B. in W. Zu spät! — Herrn Dr. E. in L. Schönsten Dank für den freundlichen Gruß.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.